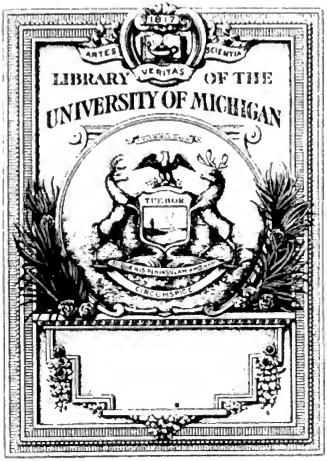
A 603234 DUPL

Isolde Kurz / Legenden

Isolde Kurz / Legenden
838
K96 6 l

BUCHHANDLUNG
ERWIN HERR
GÖPPINGEN



THE GIFT OF
Marianne Steiff

838
K966l

Isolde Kurz / Legenden

Isolde Kurz

Legenden

ELSE STEIFF
GIENGEN a. Br.

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1920

Hundert Exemplare wurden als Vorzugsausgabe auf beſtes Papier gedruckt und in Halbpergament gebunden.

Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1920 by Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart. Druck der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Frau Helene Buſch
auf Buſchhof
zugeeignet

Inhalt

Seite

Legende von der heiligen Katharina und ihrem Ring . . 9
Der Zwillingsbruder 43
Die Anfechtung des heiligen Franziskus 113
Die Gnadeninsel 137
Der Einsiedel und die Nymphe Arethusa 179

Legende von der heiligen Katharina und ihrem Ring

Unter der Regierung des Maximinus Daza lebte zu Alexandrien eine Jungfrau mit Namen Katharina, aus dem königlichen Geſchlechte der Ptolemäer, die an Leibes- und Geiſtesadel alle Frauen ihrer Zeit überſtrahlte. Sie genoß eine ſehr feine Erziehung und wurde frühe in die Schule der Sophiſten und Rhetoren gegeben, durch die das damalige Alexandria als Mittelpunkt der Weltweisheit glänzte. Bei ihren großen natürlichen Gaben erlangte ſie eine ſeltene Fertigkeit in den Künſten der Dialektik, die in jener Zeit des niedergehenden Heidentums für die erſten und erlauchteſten galten. In ihrem reichen Elternhauſe, das von Statuen der Götter und von anderen herrlichen Werken der Griechenkunſt ſtrahlte, verkehrten die berühmteſten Gelehrten der Zeit und hielten es nicht unter ihrer Würde, mit dem noch kindlichen Mädchen ſchwierige Fragen der Metaphyſik zu erörtern. Und wie Katharina heranwuchs, ſo wuchs in ihr auch das Feuer des Geiſtes und die Gewandtheit der Rede, worin ſich attiſche Grazie mit dem Ernſt frühreifen Denkens miſchte. Solches Gehaben hieß in jener Zeit nicht unweiblich, vielmehr wurde die Kunſt des Wortes als eine Zierde auch für die Frauen angeſehen. Und

da Katharina mit einer wahrhaft ſiegreichen Schönheit und lieblichen Hoheit einhertrat, umwarben ſie die Freier ſo zahlreich wie dereinſt die Griechin Helena. Katharina aber wollte nur einem Gatten folgen, der ſie ſo weit überträfe, wie ſie bisher ihre Bewerber übertroffen hatte, und ſie nahm ihrem Vater das Verſprechen ab, ſie nur demjenigen zur Frau zu geben, der ihr vor anſehnlicher Verſammlung im Redegefecht obſiege. Schon hatte ſich eine ganze Anzahl der vornehmſten und feingebildetſten Jünglinge geſchlagen und beſchämt davongeſchlichen, denn ſelbſt wenn ſie ſich vornahm den Bewerber zu ſchonen, erwachte doch im Augenblick der Entſcheidung ein ſo ſtarker Geiſt in ihr, daß niemand gegen ſie anzukämpfen vermochte, und wenn ein ſpitzfindiger Redner ein Haar in vier Teile geſpalten hatte, ſo ſpaltete ſie es in acht und behielt das letzte Wort.

Allmählich wurde ihr bei ihren Siegen ſelber bange, denn die Liebe, durch die ſie doch ſo gerne glücklich geworden wäre, entwich ihrer Sehnſucht wie die Fata Morgana dem Dürſtenden in der Wüſte. Allein ſie war nun ſchon durch ihre eigene Abmachung an dieſen ſeltſamen Wettkampf gebunden, und es ſprach auch eine myſtiſche Eingebung, die große Macht über ſie hatte, mit. Schon in zarteſter Jugend hatte ihr eine innere Stimme zugeflüſtert und ſich ſpäter immer öfter und dringender vernehmen laſſen, daß ſie nur den Herrn des

Himmels und der Erde lieben dürfe und ihm ihre Jungfräulichkeit bewahren müſſe. Und oft ſann ſie in ſtiller Träumerei darüber nach, in welcher Geſtalt ihr der Götterkönig nahen werde, ob als Schwan oder als Stier oder als goldener Regen, aber keine der Verkleidungen, in denen er ihren Vorgängerinnen erſchienen war, konnte ſie befriedigen. Am liebſten hätte ſie ihn in ſeiner göttlichen Majeſtät geſehen, wäre ſie auch darüber wie Semele in ſeinen Armen vergangen. Dies aber konnte ſie nicht hoffen, weil es das eine Mal ſo traurig geendet hatte, alſo nahm ihr ſcharfſinniger Geiſt an, daß er einen dritten Weg wählen und ſich als Menſch bei ihr einführen würde. Wie aber ſollte ſie ihn da erkennen, wenn nicht an ſeiner übermenſchlichen Geiſteskraft? Nur in einem Freier, der ſie, die Unbeſiegliche, im Geiſteskampf überwand, konnte ſich der allſchauende, alldurchdringende Zeus, der höchſte der Uranionen, verbergen. Und immer, wenn ſie mit den Kindern ihrer ſchon vermählten Freundinnen ſpielte, dachte ſie mit ſtillem Stolz, daß das ihrige ein junger Halbgott ſein würde. Aber ihr Warten auf den unſterblichen Bräutigam verſchleierte ſie unter dem Anſpruch, daß nur der Höchſte, Schönſte und Weiſeſte der Sterblichen ihrer würdig ſei.

Sie hatte in ihrem Dienſte drei ſehr ſchöne griechiſche Mädchen, Rhodopis, Manto und Melene, die mit ihr

aufgewachſen waren und mit denen ſie am liebſten ihre Zeit verbrachte. Dieſe hingen mit ſolcher Leidenſchaft an ihrer Gebieterin, daß ſie gleichfalls unvermählt blieben, um ſich nicht von ihr zu trennen. Die boshaften Ägypter nannten ſie ihre philoſophiſche Leibgarde, weil Katharina ihnen die Lehren der Pythagoreer und der Eleaten erklärte und ſich fleißig mit ihnen im Disputieren übte. Sie pflogen aber auch andere Künſte die ihrem Alter natürlicher waren, indem ſie im Hofe Ball ſchlugen und tanzten, in welchen Fertigkeiten Katharina nicht minder glänzte als in der Wiſſenſchaft.

Da führte ihr das Schickſal den jungen Römer Lucilius in den Weg, der dem Präfekten von Ägypten als Legat beigegeben war und in ſeiner verantwortungsvollen Stellung das perſönliche Vertrauen des Kaiſers genoß. Dieſer faßte alsbald eine glühende Leidenſchaft für die ſchöne Stolze, und der Geiſteswettkampf zu dem ſie ihre Werber zwang ſchreckte ihn nicht, denn er war in Athen ausgebildet worden, das an geiſtigem Ruhm doch immer noch über Alexandria ſtand; dabei war er ſchnellen und ſcharfen Geiſtes, und alle die Künſte, für die Katharina gefeiert war, beſaß er ſelber in vollſtem Maße. So ſtellte er ſich ihrem Vater mit dem Anſtand ſeiner hohen Geburt und Stellung und mit dem Stolz des herrſchenden Volkes vor und begehrte um Katharinas Hand zu ringen. Der Tag der Probe wurde angeſetzt,

die erſte Geſellſchaft von Alexandrien, ſowohl Einheimiſche wie Griechen und Römer, verſammelte ſich in Katharinas väterlicher Halle, und Lucilius erſchien, von Freunden und Dienern begleitet, mit allem ihm zukommenden Pompe. Er fand ſeine ſchöne Widerſacherin im meergrünen Gewande, das reiche Haar aphroditenhaft mit Perlenſchnüren umwunden, an ihrem gewohnten Platze zu Füßen der Pallas Athene. Ihr gegenüber erhob ſich ein ſchönes, jugendlich ernſtes Standbild des Eros, unter dem Lucilius Platz nahm, die gute Vorbedeutung preiſend. Zuvor aber legte er einen Kranz zu den Füßen der Statue nieder, indem er dem Gott für die Hilfe dankte, die er ihm zu gewähren im Begriffe ſei, und für den Mut den er ihm eingeflößt habe, ſich mit einer ſo berühmten Streiterin in den Geiſteskampf zu wagen.

Katharina war blaß vor Bewegung. Seit jener erſten Begegnung hatte ſie das Bild des Lucilius nicht aus dem Sinn verloren, und die Unruhe mit der ſie dieſen Tag heranwartete hatte nichts mit der Aufregung des geiſtigen Ringſpiels zu tun, ſie galt einzig dem Gegenſtand ihrer ſehnſüchtigen Qual. Es war ihr auch völlig klar, daß ſie keinen verkappten Unſterblichen vor ſich hatte, ſondern einen Sohn der Erde, aber den Würdigſten der jemals vor ihre Augen getreten war und einen um den es ſich verlohnte dem Traum der Götterbrautſchaft zu entſagen. Nichts ſchien ihr ſüßer,

als ſich in dem bevorſtehenden Kampfſpiel von ihm überwinden zu laſſen und ſich ſelber mit allem was ſie war und beſaß in ſeine Hände zu legen. Sie hatte für die heutige Disputation ein Thema gewählt, in dem ſich ihr Herzenszuſtand ſpiegelte. Es lautete: Iſt Eros mächtiger als Zeus und vor ihm dageweſen? Oder iſt er jünger und ſchwächer als dieſer? Daher des Lucilius Anrede an den Eros auf doppelte Weiſe ſchicklich und ſinnig erſchien.

Da aber dieſer Gott, wenn er ſich zuerſt einer ſtarken und ſtolzen Seele bemächtigt, ſie zwieſpältig aufzurühren pflegt, daß ſie zwiſchen dem neuen Gefühle und dem Trieb ſich ſelber zu behaupten hin- und hergeriſſen wird, ſo ſagte nun Katharina, mehr um ſeiner Sicherheit gegenüber die Haltung zu wahren, als um ihn wirklich mit ihrem Spotte zu treffen:

Du biſt ſehr kühn, Lucilius, vor der Schlacht ſchon zu ſprechen, als ob ſie gewonnen wäre.

Allerſchönſte, laß dir von einem Kriegsmann ſagen, antwortete dieſer, daß keiner eine Schlacht gewinnen wird, der ſie nicht im voraus gewonnen glaubt.

Und nun begann er alſo zu ſprechen:

Ob Eros älter oder jünger ſei als Zeus, dies zu ergründen, o ſchönſte Katharina, iſt eine ſchwere Sache. Die großen Weiſen die vor uns lebten waren darüber getrennter Anſicht, wie du weißt. Läßt ja der göttliche

Platon ſelber in ſeinem Gaſtmahl ihn einmal als den älteſten aller Götter, das andere Mal als den jüngſten preiſen. Nun ſcheint es mir mit der Ehrfurcht vor den Göttern überhaupt nicht vereinbar, wenn der Menſch zu viel nach ihrer Herkunft und ihren perſönlichen Umſtänden forſcht. Um meine eigene Meinung befragt, kann ich nur ſagen, daß, da Zeus durch ſeinen Vater Kronos gezeugt iſt und da ohne die Liebe keine Zeugung eines Lebendigen ſtattfinden kann, ſich daraus ſchließen läßt, es ſei Eros in der Tat älter als Zeus. Daß er von den beiden auch der Mächtigere iſt, unterliegt keinem Zweifel. Leſen wir doch ſchon im Homer, wie Zeus auf dem Gipfel des Ida ſich von dem Liebreiz der Hera überwinden ließ, weil ſie den Gürtel der Aphrodite trug, in den die Zauberkünſte des Eros eingewebt waren. Wir wiſſen ferner, wie unzählige Male er dem Angriff des Eros unterlag, daß er ſich ſelbſt der Tiergeſtalt nicht ſchämte, um der Gewalt jenes Unwiderſtehlichen zu gehorchen, den der liebeatmende Sophokles den Allſieger im Kampfe nennt. Wogegen nicht ein einziges Beiſpiel bekannt iſt, daß Eros, auch wo er mit der größten Willkür verfuhr, durch die Macht des Zeus gebändigt worden wäre.

Hier machte er eine kleine Pauſe, während deren ſowohl ſeine eigenen, wie die von Katharina als Kampfrichter beſtellten Zeugen ein zuſtimmendes Gemurmel

vernehmen ließen, denn nach den ſophiſtiſchen Spitzfindigkeiten, die man in dieſer Halle zu hören gewohnt war, wirkte die klare muntere Sprache des Römers wie ein friſcher Waſſerquell im Sande.

Danach begann er aufs neue und pries nun die Segnungen des Eros, der die geſetzloſen Wilden durch das heilige Band der Ehe und Familie erſt zu Menſchen gemacht und der Geſittung gewonnen habe. Sein herrlichſtes Werk aber ſei, wenn er zwei Menſchen in der Blüte einander zuführe, daß eins im anderen ſeine gottgewollte Erfüllung finde, den Teil ſeiner ſelbſt, der ſchon vordem einmal ſein geweſen und den ein jedes in unſagbarer Sehnſucht habe ſuchen müſſen, um alsdann vereinigt, frei von der Qual des Verlangens, zu immer höherer Vollendung aufſtrebend, das irdiſche Daſein zu einem Zuſtand ſeliger Götter zu machen.

So ungefähr ſprach Lucilius, und die Beifallsrufe der Zuhörer bewieſen ihm, daß er ſeiner Aufgabe gerecht geworden war.

Katharina ſelber glühte von heimlicher Freude über den Triumph ihres Gegners. Nun galt aber der Brauch, daß auf die erſte Rede des Herausgeforderten ſein Widerpart zu entgegnen hatte, daß ihm alsdann das Recht der Gegenerwiderung zuſtand, worauf ſie, wenn dieſe ungenügend ausfiel, wie es bisher ſtets der Fall geweſen, mit einer gründlichen Abweiſung ſchloß. Diesmal dachte

ſie es gnädig zu machen, und nur um dem ſpielenden Sieger zu zeigen, daß ihr Ruhm kein angemaßter geweſen, ſchickte ſie ſich zur Erwiderung an, nahm ſich aber vor, beim zweiten Gange die Waffen zu ſtrecken und auf das letzte Wort in bräutlicher Glückſeligkeit zu verzichten.

Mit einem Lächeln von ganz leiſer Schelmerei hob ſie nun alſo an:

Gar anmutig haſt du, edler Römer, uns in deinem Eros den liebenswürdigen Geliebten der Pſyche geſchildert, und dein Preis ihres Glückes muß in jedem fühlenden Herzen widerhallen. Jenen anderen Eros aber, der bei der Liebe zur Leibesſchönheit beginnend die Seelenſchönheit ſuchen lernt und immer aufſteigend bei der Liebe zum Göttlichen anlangt, den biſt du uns ſchuldig geblieben.

Auf dieſen Angriff blieb Lucilius ſtumm, ſei es, daß ihn ihre Schönheit verwirrte, die durch die innere Erregung noch ſtrahlender wurde, ſei es, daß er als ein ernſter Mann erwarten wollte, was ſie ihm zu ſagen hatte. Sein Schweigen aber und die dadurch entſtandene Spannung zwangen ſie ſeinen Sieg noch weiter, als ihr lieb war, anzufechten. Indem ſie ſo genötigt den angeregten Gedanken weiter entwickelte, tat ſie es mit einer ganz ungewohnten Läſſigkeit, immer in der Hoffnung, durch Lucilius zu dem eigentlichen Thema, von

dem ſie ja nur aus Verlegenheit abſchweifte, zurückgerufen zu werden. Da dies nicht geſchah, mußte ſie einen zweiten Anlauf nehmen und den Gegenſtand, ſo wenig er ihr auch im Augenblick am Herzen lag, lebhafter anfaſſen. Aber kaum daß ſie aufs neue begann, da bemächtigte ſich eine fremde, ihr unerklärliche Gewalt ihrer Zunge und zwang ſie zu ſprechen, was ſie weder ſprechen wollte, noch auch jemals zuvor gedacht hatte.

Sie begann von einem Eros, der früher als die Welt geweſen und der zur Welt hinabgeſtiegen ſei, um alles Erſchaffene mit ſeiner Güte zu umfangen und durch die Kraft ſeiner Liebe und ſeines Leidens von der Erdennot zu erlöſen. Jener erſte Eros, der Vermittler zwiſchen Mann und Weib, ſei nur ein Schein-Eros, der die niederen Triebe der Menſchheit zu ſeinem Herrſchbereich erkoren habe. Der wahre Eros aber ſei der eingeborene Sohn des großen welterſchaffenden Gottes, von ihm ausgeſendet, daß er ſich für das Heil der Menſchheit opfere und nach vollbrachtem Werke in den Schoß des Vaters zurückkehre.

Unter ihrem Reden fühlte ſie mit brennendem Schmerz, wie ſie ſich von dem erſehnten, ihr ſo nahen und eben noch mit Armen zu faſſenden Glück wegredete, ſie wollte ſich ſelbſt in die Zügel fallen, aber ſie vermochte es nicht. Immer weiter trug ſie der Strom der Rede in ein ihr völlig unbekanntes Gebiet. Ihr Antlitz war totenbleich

geworden, ihre Augen glühten fremdartig, allein ſie mußte fortfahren, bis alle Hoffnungen des Lucilius in Trümmer lagen, wenn es ihr auch dabei zumute war, als ſenkte ſie ſich ſelber langſam die kalte Doppelſchneide eines Schwertes in die Bruſt.

Als ſie geendet hatte, trat Lucilius, der noch bleicher geworden war als ſie ſelber, zu ihr heran und ſagte zornbebend, aber halblaut, daß nur ſie ihn verſtehen konnte:

Ich ſehe nun wohl, Katharina, daß mein Werben um dich fruchtlos bleiben mußte, denn du biſt Chriſtin und gehörſt einer Gemeinſchaft an, die mir und allem Meinigen feind iſt. Nimm dich in acht, Katharina. Ich zwar werde dich nicht verklagen, aber ich ſage es dir warnend, daß die ekle und gefährliche Menſchenart, durch die du dich haſt umgarnen laſſen, dir zum Verderben gereichen wird.

Katharina ſuchte vergeblich nach einem Worte der Begütigung. Sie verſtand weder ſich ſelbſt, noch was der Erzürnte ſprach, und während er ſich mit dem ganzen beleidigten Stolz des Römers entfernte, mußte ſie, auf ihre Dienerinnen geſtützt, halb ohnmächtig die Glückwünſche ihrer gelehrten Freunde entgegennehmen, die ihr verſicherten, daß ihr Geiſt noch nie ſo hell geleuchtet habe wie heute, obwohl ſie im Grunde ſo wenig wie Katharina ſelber wußten, wovon eigentlich die Rede geweſen. Jedes dieſer Lobworte drang ihr wie mit

ätzendem Gift in die verwundete Bruſt. Nur der übergroße Stolz hielt ſie vor den Gäſten aufrecht, aber allein auf ihrem Zimmer überließ ſie ſich der vollen Verzweiflung über ihr auf ſo unbegreifliche Weiſe verſcherztes Glück. Von ihren Mädchen durfte keine zu ihr, nur die alte Gotin Sunno, ihre ehemalige Amme und Wärterin, teilte ihren Schmerz. Dieſe war heimliche Chriſtin, was Katharina nicht wußte, denn die einfache Frau, die auch der Feinheiten griechiſcher Zunge wenig mächtig war, hatte ſich nie erlaubt ihrer Gebieterin von ſo hohen Dingen zu ſprechen. Sunno erbot ſich zu Lucilius zu gehen und eine Verſöhnung zuſtande zu bringen.

Gib aber mein Gefühl nicht preis, ſagte Katharina, ſchon wieder für ihre Würde bangend. Sag ihm nur, daß ich troſtlos ſei, ihn ohne Abſicht beleidigt zu haben, und ſelber nicht wiſſe wie alles gekommen, und daß ich ihn bitte mir zu verzeihen. Wenn er mich noch liebt, ſo wird er verſtehen und von ſelber zu mir zurückkehren.

Allein ſie hatte nicht mit dem ſtarren Sinn des Römers gerechnet.

Sage deiner Gebieterin, antwortete dieſer kalt auf ihre Botſchaft, daß ich nichts zu verzeihen habe. Unſer Wettkampf hat nach allen Regeln der Sitte ſtattgefunden, und wenn ich unterlegen bin, ſo habe ich nur meine eigene Unfähigkeit anzuklagen.

Sunno hätte nun gerne ihren Auftrag überſchritten, wie es ja ihre Herrin im ſtillen auch von ihr erhoffte, und ihn etwas tiefer in Katharinas Herz blicken laſſen, aber vor des Römers abweiſender, faſt ſpöttiſcher Haltung verſagten ihr die Worte, und ſie trat ganz verwirrt und beſchämt den Rückweg an. Unterwegs aber kam es ihr plötzlich, daß dieſes ganze Wirrnis wohl von Gott mit Abſicht geordnet ſei, weil er mit ihrem geliebten Töchterchen etwas ganz anderes vorhabe, als ſie dieſem hochmütigen Legaten zu geben, der ja von Amts wegen ein Feind der Chriſten ſein mußte.

Von dieſer Stunde an ſchlug eine dunkle Schwermut ihre Flügel um die liebeskranke Katharina. Sie ging wie leblos umher, philoſophierte nicht mehr mit ihren Mädchen und kam auch nicht mehr in den Hof zum Ballſpiel. Ihr Stolz verſtand es aber, den Schmerz um das verſpielte Glück in einem pflichtmäßigen Trauergewande zu verbergen, denn kurz nach dem Zuſammenſtoß mit Lucilius hatte Katharina ihren Vater verloren.

Um jene Zeit träumte ihr einmal, ſie trete in einen fremden, herrlich geſchmückten Raum, wo ein wunderbares Weib im weißen goldgeſtickten Mantel auf dem Throne ſaß und mit einem Knäblein von göttlicher Schönheit tändelte. Sein Antlitz leuchtete in überirdiſchem Glanz, und von dem Glorienſchein der beide umfloß war der ganze Raum in Licht getaucht.

Komm näher, liebe Tochter, und ſei nicht traurig, ſagte die ſchöne Frau. Auf dich wartet ein höherer Bräutigam, als der iſt den du verloren haſt.

Katharina ſtürzte vor der Frau auf die Knie, und hingeriſſen von der unwiderſtehlichen Schönheit des Kindes, küßte ſie ihm verzückt die kleinen Händchen und Füßchen. Er ſieht wahrhaftig aus wie der Knabe Eros, dachte ſie, da ſie den Kleinen ſo neckiſch mit der Mutter ſpielen ſah.

Und dieſe ſagte dem Knaben, ſo wie man wohl ein Kind im Scherze fragt:

Sieh dir dieſe ſchöne Jungfrau an. Willſt du ſie zu deiner Braut haben?

Das Kind richtete ſeine ſeligen Augen auf Katharina, daß ein Wonneſchauer ſie vom Kopf bis zu den Füßen durchrann. Dann wandte es ſich zur Seite und ſagte:

Meine Braut muß ſchöner ſein.

Mit einem Wehgefühl, als hätte ein Schwert ihr das Herz geſpalten, erwachte Katharina.

Nun fühlte ſie ſich noch verlorener und hoffnungsloſer als zuvor. Sie ließ alle die ſchönen Götterſtatuen aus der Halle entfernen und brachte den Olympiſchen kein Opfer mehr dar. Ihr habt mich verlaſſen in meiner Not, ſagte ſie ihnen, und ſo verlaſſe ich euch. — Der Pallas Athene grollte ſie beſonders, denn ihr hatte ſie die gefährliche Macht der Zunge zu danken, und dem

Eros grollte ſie noch mehr, daß er ihr die Rede nicht zum rechten Ziele gelenkt.

Ich hielt euch für ſchön, höhnte ſie, aber jetzt habe ich eine Mutter mit ihrem Söhnlein geſehen, die iſt tauſendmal ſchöner und göttlicher als ihr. Und gütig iſt ſie wie keines von euch, denn als er mich verſchmähte, hat ſie mir tröſtend nachgeblickt. Ihr aber fragtet nicht nach meiner Herzensnot, als jener ſtolze Römer ſich im Zorn von mir losriß.

Sunno aber, als ſie den Traum erfuhr, hob ſegnend ihre Hände über das geliebte Haupt und weinte vor Freude. Dann führte ſie Katharina in ihre Kammer und holte aus einer verſchließbaren Truhe ein geſchnitztes Elfenbeinbildnis der Muttergottes mit dem Jeſusknaben.

Sie iſt es, ſagte Katharina und ſank vor dem Bildnis in die Knie. — Dieſes war zwar nur klein, aber wie ſie ihre ſehnſüchtigen Blicke darauf heftete, ſchien es zu wachſen und zu wachſen, bis es die im Traum geſchaute Höhe erreichte und in demſelben Lichtglanz ſtrahlte wie jene Erſcheinung. Das Knäblein ſpielte wieder ſelig mit ſeiner Mutter und hielt die Augen von Katharinen abgewendet.

Mach, daß er mich anſchaut, Sunno, klagte dieſe. Bin ich denn nicht ſchön? Du ſagteſt mir doch tauſendmal, ich ſei die Schönſte in ganz Alexandria, und ſo viele ſagten mir dasſelbe. Wie kommt es nun, daß dieſes

Kind, das ich mehr lieben muß, als ich jemals ein menſchliches oder göttliches Weſen geliebt habe, mich nicht ſchön genug findet?

Es kommt daher, weil du nicht getauft biſt, meine geliebte Tochter. Dieſes Kind, das nichts anderes iſt als der Herr des Himmels und der Erde, kann auch die ſchönſte Jungfrau nicht lieben, wenn ſie nicht getauft iſt.

Katharina, die ſich nie um die Bräuche der verachteten Chriſten gekümmert hatte, ließ ſich erklären, was die Taufe bedeute. Darauf erzählte die ungelehrte Gotin ihrer gelehrten griechiſchen Gebieterin alles, was ſich in Paläſtina ereignet hatte, bis zu der bitteren Stunde auf Golgatha, wo der Vorhang des Tempels zerriß und die toten Propheten aus ihren Gräbern ſtiegen, weil des Menſchen Sohn aus Liebe am Kreuz der Schmach verblutete.

Katharina war ganz in Tränen aufgelöſt, und Sunno brachte ſie zu dem Hirten ihrer Gemeinde, der auf ihre Bitte die Taufe an ihr vollzog.

In dieſer Nacht führte der Traum ſie abermals zu der herrlich thronenden Gottesmutter, die ihr ſchon von weitem gütig zunickte. Katharina kniete vor ihr nieder, und wiederum fragte die Hohe, aber diesmal mit tiefem Ernſt, ihr Kindlein:

Willſt du dieſe ſchöne Jungfrau zur Braut?

Da wandte der Knabe ihr einen vollen Blick aus

tiefen, ſtrahlenden Götteraugen zu, neigte ſich herab und ſteckte ihr einen Ring an den Finger. Zugleich wuchs er empor und verwandelte ſich und war kein Knabe mehr, ſondern ſaß als Herr des Himmels auf diamantenem Throne und hatte die Sonne ums Haupt, und ſeine eigene Mutter mit allen Erzengeln, Cherubim und Seraphim, mit Thronen, Herrſchaften und Gewalten knieten in weißem Wolkenſchaum zu ſeinen Füßen, ganz zu unterſt aber kniete Katharina ſelbſt.

Vom Überſchwang der Seligkeit erwachte ſie und lag lange mit klopfendem Herzen, indem ſie über den Traum nachſann. Aber als die Sonne in ihr Gemach ſchien, ſpielten ihre erſten Strahlen auf einem wunderbaren Reif an Katharinas Finger. Von leichtem goldenem Blattwerk durchſichtig gehalten, glänzte darin ein großer tiefroter Karfunkelſtein wie ein Blutstropfen und darunter in einer zierlich gewundenen Ranke ein kleinerer von derſelben Farbe, wie auch in den Zierat, der den großen Stein umgab, noch allerkleinſte Rubinſplitterchen eingelaſſen waren.

Im Fieber der Entzückung kehrte Katharina zu dem heiligen Mann zurück, ihm den Ring zu zeigen und die Erſcheinung zu erzählen.

Worauf der Biſchof:

Dir iſt Großes widerfahren, meine Tochter. Dieſer Ring, mit dem Er ſich dir anverlobt, ſagt dir, daß, gleich-

wie der Heiland für dich ſein Blut vergoſſen hat, du auch gewürdigt biſt, das deine für ihn zu verſpritzen und in die Zahl ſeiner heiligen Märtyrer aufgenommen zu werden.

Katharina ſagte, in den Anblick ihres Ringes verzückt:

Und die kleinen von den Blutſteinen, das ſind die Seelen, die ich ihm zuführen ſoll. Ja, ich will kommen und mit Brautgeleit. Möchte es nur ſchnell geſchehen. Ich ſehne mich unausſprechlich, ſein Angeſicht wieder zu ſehen, und jede Stunde wo ich nicht bei ihm bin ſcheint mir eine unleidliche Verzögerung.

Jetzt war das Erdenleid, in dem ſie bisher wie eine Gefangene geſeſſen, rings um ſie eingeſunken, gebrochenen Kerkermauern gleich, und ihr Herz erſchloß ſich wieder für ihre Mitgeſchöpfe. Die drei abgedankten Geſpielinnen Rhodopis, Manto und Melene waren die erſten, die ihr neues Glück teilten, denn wie ſie ihnen früher die Weisheit des Pythagoras und die der Eleaten auseinandergelegt, ſo erklärte ſie jetzt den ſchnell Gewonnenen die Geheimniſſe der Heiligen Schrift, und die gute Sunno ging umher wie das Geſtirn deſſen Namen ſie trug. Noch viele von ihrer Gefolgſchaft traten zu ihrem neuen Glauben über, und Katharina ſang wie eine Begeiſterte:

Ja, kommen will ich zu dir mit Flöten und Zimbeln,
und ein herrliches Brautgeleit führ' ich, Geliebter, dir zu.

Um jene Zeit hatte Maximinus, der gerade in Alexandria reſidierte, die ſeit dem letzten diokletianiſchen Blutbad

ein wenig eingeſchlafenen Chriſtenverfolgungen wieder aufgenommen, und der entartete alexandriniſche Pöbel lechzte danach ſich an barbariſchen Blutgerichten zu weiden. Alle Chriſtenverſammlungen wurden verboten, ihre Kirchen, ſoweit ſie noch ſtanden, vollends geſchleift und die Ausübung chriſtlicher Zeremonien mit dem Tode belegt. Die Vollſtreckung dieſer Befehle mußte in unmittelbarem kaiſerlichem Auftrag Lucilius überwachen, der jeglichen Fanatismus verabſcheute und zu mildern ſuchte, wo er konnte. Wenn eine Anzeige erſtattet wurde, ließ er den Schuldigen vor ſich kommen, redete ihm zu, der Staatsreligion die gebührende öffentliche Ehrfurcht zu erweiſen, wobei er zu verſtehen gab, daß im ſtillen ein jeder den Gott verehren dürfe den er im Buſen trage, und nur wenn alle Ermahnungen fruchtlos blieben, ließ er dem harten Geſetze ſeinen Lauf. Er ſelber hielt keine Nachſpürungen, und wer ſich nicht geradeswegs zum Martyrium drängte, wie es damals viele Chriſten taten, um ſchnell das ungewiſſe Erdenlos mit der ewigen Seligkeit zu vertauſchen, der blieb unbehelligt. Wiederholt hatte man ihm ſchon Verdächtigungen gegen Katharinen zugetragen, daß ſie von den alten Göttern abgefallen ſei, wobei vor allem weiblicher Neid auf die Rachſucht des öffentlich abgewieſenen Freiers zählte, ſich aber in der überlegenen Seele des Legaten gründlich verrechnet hatte. Dieſer wußte ſehr wohl, daß Katharina verfolgten

Chriſten Unterſchlupf zu gewähren pflegte, aber er wollte doch die Einſtgeliebte nicht in einen grauſamen und ſchmählichen Prozeß verwickelt ſehen. Deshalb antwortete er den Angebern kurz, er kenne ſehr wohl die Geſinnungen jener fürſtlichen Jungfrau, die das Studium der Philoſophen um die geſunde Vernunft gebracht habe, die aber viel zu hochmütig ſei, ſich mit einer ſo niedrigen und verachteten Gemeinſchaft wie den Chriſten einzulaſſen.

Trotz dieſer weiſen Duldung des Lucilius kam ein Tag der Furcht und des Zitterns über die Chriſtengemeinde von Alexandria, denn der Kaiſer, dem das Vorgehen ſeines Legaten zu lau war, ordnete plötzlich ein öffentliches Dankfeſt an, bei dem ſämtliche Einwohner der Stadt an den Altären der Götter opfern ſollten: wer ſich ausſchloß, war des Chriſtentums verdächtig und am Leben bedroht. Unter den Opfern, die dieſer Tag ſeiner Blutgier in die Hände lieferte, war auch Katharina. In ihrer immerwährenden ſchwärmeriſchen Sehnſucht nach der myſtiſchen Vereinigung mit dem Gottesſohn, deſſen Ring ſie am Finger trug, hatte ſie ihr Wegbleiben von dem Opferfeſte ſo offenkundig wie möglich gemacht und auch andere gefliſſentlich abgehalten. Sie beneidete jeden Blutzeugen, der ihr im Tode voranging und früher als ſie das Angeſicht ihres erwählten Bräutigams ſchaute.

Bei dem Wiederſehen mit ihr, die ihm jetzt als Gefangene vorgeführt wurde, beſtand Lucilius die Gold-

probe ſeines Charakters. Er wußte ganz genau, daß er mit ſeiner mißglückten Werbung den frechen Alexandrinern zum Geſpötte diente, wenn man ihm auch unterwürfig begegnete, denn die damaligen Ägypter waren ein bösartiges und zugleich kriechendes Geſchlecht, und die vornehme griechiſche Geſellſchaft war nicht minder entartet. Er hatte deshalb allen geſelligen Verkehr abgebrochen und ſich ganz auf ſeine Amtsgeſchäfte und ſeine Studien zurückgezogen; die Einſamkeit aber vergiftete ihm nur die ſchwärende Wunde. Als ſie nun im ſchlichten weißen Gewande ohne allen Schmuck, aber noch ſo ſchön wie je, nur ſanfter und beſcheidener, vor ihm ſtand, da trat an die Stelle der Bitterkeit ein tiefes Mitleid, das der alten, nie vergeſſenen Liebe nahe verwandt war. Er entfernte die Zeugen und begann mit angenommener Strenge:

Tochter der Ptolemäer, wie konnteſt du von deiner angeborenen Würde ſo tief herunterſteigen, daß du mit der verachtetſten Sekte im ganzen Römerreiche dich gemein machteſt?

Du irrſt, Legat, entgegnete ſie ſanft. Mich hat die göttliche Gnade im Kerker meines Hochmuts und meiner Blindheit aufgeſucht und hat mich gewürdigt, in die Gemeinſchaft ſeiner Heiligen aufgenommen zu werden.

O Katharina, antwortete er bewegt, da ſein altes Gefühl mehr und mehr erwachte und er glühend wünſchte,

ſie dem gefährlichen neuen Glauben abtrünnig zu machen. Du ſchmähſt uns Altgläubige, daß wir Bilder aus Erz und Stein anbeten, und was tuſt du ſelbſt? Du haſt ein Bild mit dem anderen vertauſcht, nur daß du ſtatt der ſchönen Olympier einen geſchändeten Gott in Knechtsgeſtalt verehrſt.

Nun ſollte er zum zweiten Male erfahren, wie die Griechin den Römer an Macht der Seele übertraf. Und wenn ſie jenesmal von einem himmliſchen Eros geſprochen hatte, der ihr doch nur ein unfaßbares Nebelgebilde war, ſo ſprach ſie jetzt mit noch ganz anderem Feuer von einem, deſſen Angeſicht ſie leibhaft geſehen und deſſen Ring ſie am Finger trug.

Beim Anblick dieſes Ringes, den ſie ihm als Gabe des göttlichen Bräutigams vorwies, ſtieg eine brennende Eiferſucht in Lucilius empor und mit ihr alle die lange begrabene Leidenſchaft. Er beherrſchte ſich aber und ſagte kühl und ſpöttiſch:

Die Chriſten haben dich, du Tochter der Weisheit, durch ein freches Gaukelſpiel betrogen. Weißt du, was deiner wartet, wenn du nicht abſchwörſt?

Sie ſtarrte feſt auf den Ring, deſſen Blutſtein immer tiefer leuchtete, und ſagte nur:

Bald werde ich bei Ihm ſein. Ich verlange nichts anderes.

Gib mir den Ring, bat er, ganz von Qual zerriſſen, und ich rette dich, ſollte es mein Leben koſten.

Sie hob ihre ſchönen Augen zu ihm auf und ſchüttelte leiſe den Kopf.

Voll Zorn befahl er ſie abzuführen, aber ſie nahm die ganze Ruhe ſeiner Seele mit ſich.

Des anderen Tages ſuchte er ſie im Kerker auf und bemühte ſich ſie auf andere Weiſe zu überreden.

Du biſt ja klug, Katharina, ſagte er, ich hab' es einmal zu meinem Schaden erfahren. So wirſt du leicht verſtehen, was ich dir jetzt ſagen will. Maximinus verfolgt die Chriſten nicht um des Glaubens willen. Wir Römer erweiſen den Göttern des ganzen unterworfenen Erdballs unſere Ehrerbietung, wir haben von euch Ägyptern einen Gott mit Hundskopf und einen Stiergott übernommen. Wir könnten auch einen gekreuzigten ertragen, denn die große Roma iſt weitherzig. Aber die Iſispriester haben ihm eingeredet, die Chriſten ſtrebten nach der oberſten Gewalt im Staate, das hat ihn ins Raſen gebracht. Es gibt keine größere Grauſamkeit, als die aus der Furcht hervorgegangene. Und Maximinus fürchtet ſich als ein richtiger unwiſſender Barbar. Du haſt von ihm kein Erbarmen zu hoffen, ſo wenig als die geringſten deiner Glaubensgenoſſen. Es heißt abſchwören oder eines martervollen Todes ſterben. Ich zeige dir aber einen dritten Weg, denn ſieh, Katharina, ich fühle noch ebenſo für dich wie damals, als ich unter dem Standbild des Eros um dich warb. Willſt du

mein ſein, ſo führe ich dich auf ein Landgut, das auch meine nächſten Freunde nicht kennen. Dort halte ich dich im Verborgenen, bis der Sturm abgeflaut iſt. Nur ſichere Perſonen werden um dich ſein, und niemand wird dort meine Gattin zwingen Göttern zu opfern, an die ſie nicht mehr glaubt.

Dies war der ſchwerſte Kampf den die Gequälte zu beſtehen hatte, denn auch in ihr ſtieg das totgeglaubte Gefühl mit mächtiger Bewegung wieder auf. Aber ſie preßte die Linke mit dem Ring auf die Bruſt und legte die Rechte im Kreuz darüber, um an dem heiligen Karfunkel Schutz wider die Verſuchung zu finden.

Lucilius, ſagte ſie mit Tränen, deine Güte zwingt der Chriſtin, die keinen falſchen Stolz mehr nährt, ein Bekenntnis ab, das du der Heidin nicht auf der Folter ausgepreßt hätteſt. Ich habe dich ſehr geliebt. Als ich dein Werben abzuweiſen ſchien, geſchah es durch eine höhere Gewalt, die mir wider Willen die Zunge lenkte und die ich damals bejammerte, die ich aber heute ſegnen und preiſen muß, denn ſie hat mich meiner wahren Beſtimmung zugeführt.

Dann erzählte ſie ihm, wie es bei Empfang des Ringes zugegangen, und was deſſen tiefere Bedeutung war.

Du biſt krank, Katharina, ſagte er ſanft, und redeſt im Fieber. Wie kann ein Kindlein dein Verlobter ſein?

Das Kindlein iſt der höchſte Himmelsgott den ich im Glanze thronen ſah antwortete ſie verzückt und drückte den Ring an die Lippen.

Gib mir den Ring, flehte er nochmals voll Ingrimm gegen jenen unſichtbaren Verlobten, den er nicht ſuchen konnte ihm die Braut abzufordern.

Sie blieb feſt. Willſt du mir nahe ſein, Lucilius, und teilhaben an meinem unendlichen Glück, ſo werde Chriſt und empfange mit mir die Krone des Leidens, damit ich deine gerettete Seele meinem vielgeliebten Bräutigam entgegenführen kann.

Er verließ ſie voll Ingrimm und Schmerz und Bangen um ihr Geſchick, das er nicht wenden konnte.

Inzwiſchen war ſchon zum Kaiſer Maximinus die Kunde gedrungen, die ſchöne Ptolemäerin, mit der ſich die klatſchſüchtige Geſellſchaft von Alexandria ſo viel beſchäftigt hatte, ſei als Chriſtin gefangen, und er forderte von dem Legaten Bericht über die Sache.

Sie iſt kranken Geiſtes, antwortete dieſer ruhig, und bildet ſich ein, durch einen Ring den ſie am Finger trägt die Braut des Knaben Eros geworden zu ſein. Und weil ſie glaubt, daß die anderen Götter ihr wie einſt der Pſyche, abgünſtig ſeien, weigert ſie ſich ihnen zu opfern.

Jedoch der mißtrauiſche Deſpot war nicht zu täuſchen, denn er kannte den Knaben, für den die Chriſten in Verzückung ſtarben. Und er begehrte Katharina ſelbſt zu ſehen.

Dieſe, die nach dem ſchweren Siege über ſich ſelbſt nur noch mehr danach brannte, ſo raſch wie möglich durch ihr Blut dem himmliſchen Verlobten angetraut zu werden, trat vor den Kaiſer nicht wie eine Angeklagte, ſondern wie eine Klägerin. Mit ſchwerterſcharfen Worten warf ſie ihm vor, daß er ſich und ſein edles Haus durch Götzendienſt ſchände und die Kinder Gottes mit Folter und Schwert verfolge.

Da ergrimmte der Tyrann und verurteilte ſie zu der grauſamſten und ſchmählichſten Form des Martertodes, dem Rädern.

Allein ihr Bräutigam auf den ſie baute wollte ſeine erkorene Braut nicht in Qual und Schmach enden laſſen und bediente ſich des liebenden Legaten, um von dem zarten Leib das Grauſige zu wenden.

Lucilius beſtach die Henkersknechte und machte mit Hilfe eines geſchickten Mechanikers das gräßliche Werkzeug für die Hinrichtung untauglich. Es war ein Geſtell mit vier hohen, rundum mit ſpitzen Eiſen verſehenen Rädern, worauf der Verurteilte gebunden und durch die Umdrehung der Räder zerfetzt wurde. Der Mann durchfeilte die Achſe bis auf ein kleines und brachte auch an den Rädern ſolche unſichtbaren Beſchädigungen an, daß das Marterwerkzeug beim erſten Verſuch, es zu benutzen, in Stücke gehen mußte.

Da nun die Stunde kam, wo Katharina vor verſammeltem Hof und dem fanatiſchen hohen und niedrigen

Pöbel Alexandrias ihr Blutzeugnis ablegen ſollte, ereignete ſich das Wunder, das Lucilius ſo ſorgfältig vorbereitet hatte. Sobald die Henkersknechte ſich grinſend in die Stränge legten, um die ſchweren Räder zu drehen, zerſplitterten dieſe in hundert Stücke, die Achſe brach, und der ſchöne Körper, den ſie zerfleiſchen ſollten, blieb von den ſcharfen Eiſen unverſehrt. Daher man dieſe Märtyrerin ſtets mit dem zerbrochenen Rad im Arme darzuſtellen pflegt.

Der Pöbel brüllte laut auf, daß ihm die blutige Schau entgehen ſollte, und rings um den Kaiſer her war ein beſtürztes Flüſtern, denn Heiden wie Chriſten erſchien der Vorgang als ein göttliches Zeichen.

Maximinus ließ die gerettete Katharina vor ſich rufen und ſagte:

Da die Götter dich ſichtbar zu Beſſerem oder Schlechterem aufſparen wollen, ſo will ich ihnen nicht im Wege ſein. Gib mir zum Beweis deiner Unterwerfung den Ring, den du am Finger trägſt und den du von deinem Chriſtengott erhalten haben willſt, ſo ſei dir dein Leben geſchenkt.

Ich bin die Braut Jeſu Chriſti der ſich mir durch dieſen Ring verlobt hat, und nie werde ich ſein Treupfand von mir geben, antwortete die ſtandhafte Jungfrau.

Da ſagte der Kaiſer nichts mehr als: Knie nieder!, winkte dem Henker, und ſchon im nächſten Augenblick fiel Katharinas ſchönes Haupt in den Sand.

Jetzt befahl er dem Blutknecht ihr den Ring vom Finger zu ziehen und ihm zu bringen, da er neugierig war, ihn genauer zu ſehen. Allein als dieſer ihn abziehen wollte, bog ſich der vorher geſtreckte Finger der Toten und hielt den Ring ſo feſt, daß er ihr nicht zu entreißen war. Entſetzt wichen die Knechte zurück, und niemand wagte mehr nach dem Ring zu greifen.

Da drängte ſich Sunno, die Gotin, durch die enggekeilten Zuſchauer, hob zärtlich das blutige Haupt auf und ſagte:

Mein geliebtes Kind, ich habe dich deinem hohen Bräutigam Jeſus Chriſtus anverlobt, ſo muß ich dich auch an deinem Hochzeitstage ihm zuführen. Schlagt auch mir den Kopf ab, denn ich bin's, die Katharina zum Chriſtentum bekehrt hat.

Alsbald geſchah ihr nach ihren Worten. Jetzt ergriff die drei Mädchen Melene, Manto und Rhodopis ein göttliches Raſen, daß ſie ſich alle drei zum Tode drängten.

Rhodopis ſprang zuerſt vor, warf ſich in den Sand neben das Haupt ihrer Herrin und drückte ihre Lippen auf jene verbleichten.

Töte mich, Tyrann, rief ſie jauchzend, auch ich bin Chriſtin.

Da waren auch ſchon die beiden anderen neben ihr, um gleichfalls das tote Haupt zu küſſen und zuſammen mit Rhodopis den Todesſtreich zu empfangen, ein Braut-

zug, wie ihn ſich die Gebieterin nicht ſchöner wünſchen konnte.

Der Legat hatte, den Tod im Herzen, dem ganzen Vorgang beigewohnt, der ſich viel zu raſch abſpielte, um einem Gedanken an Fürbitte Raum zu laſſen.

Auch die Tote fuhr fort, ſeine ganze Seele zu beherrſchen. Er wußte, daß man ſie zuſamt ihren Gefährtinnen gleich nach der Hinrichtung heimlich auf einen weitentlegenen Anger vor der Stadt geſchafft hatte, wo der ſtädtiſche Unrat ſowie auch die Aſer gefallener Tiere abgelagert wurden und wo ein ſo übler Geruch herrſchte, daß ſich auf eine halbe Meile im Umkreis niemand dem Ort zu nähern wagte. Dies hatte der Kaiſer ſo angeordnet, damit nicht die Chriſten ſich der ſterblichen Überreſte ihrer Märtyrerinnen zu Reliquienzwecken bedienten.

Den ſchönen Leib, nach dem er ſich ſo lange und ſo vergebens geſehnt hatte, in ſolcher Schmach zu laſſen, war dem liebenden Römer unmöglich. Er verabredete ſich mit zweien ſeiner treueſten Diener, und in der Nacht machten ſie ſich mit Fackeln und einem großen Tuch, in das ſie die Leiche hüllen wollten, auf den Weg. Es war die Abſicht des Legaten, Katharina in eben dem Landhaus zu begraben, wo er ſeine Flitterwochen mit ihr zu feiern gehofft hatte. Alle drei waren mit ſtarkriechenden Eſſenzen verſehen, um den Dünſten ſtandzuhalten die von dem verrufenen Ort aufſtiegen. Aber

ſchon aus der Entfernung ſtrömte ihnen zu ihrem Staunen ein Wohlgeruch entgegen, wie noch keiner ihre Sinne berührt hatte. Und im Näherkommen gewahrten ſie einen weißlichen Schimmer, in dem ſich drei Geſtalten bewegten. Lucilius hieß die Begleiter zurückbleiben und näherte ſich allein der Stelle. Da ſah er drei hohe Jünglingsbilder in weißen Gewändern am Boden beſchäftigt, und in der zarten Lichtentwicklung, die von ihnen ausging, erkannte er genau den hingeſtreckten Rumpf und das edle, noch unentſtellte Haupt Katharinens. Er hielt ſie zuerſt für Chriſten, die die Leiche ihrer Glaubensgenoſſin bergen wollten.

Aber plötzlich vernahm er ein Schwirren wie von mächtigen Adlerfittichen, die drei Geſtalten hatten jede ein weißes Schwingenpaar entfaltet, und ſo ſtiegen ſie mit der Enthaupteten aufwärts, indem der eine ihre Füße umſchlang, der andere den Leib ſtützte und der dritte das abgetrennte Haupt liebevoll mit den Schultern vereinigt hielt. Sie flogen höher und höher, bis ſie in ſüdöſtlicher Richtung wie ein weißer Wolkenzug in dem blaſſen Äther verſchwebten. Es waren die Abgeſandten des Bräutigams, die die tote Braut auf den Gipfel des Sinai trugen, wo nachmals über ihren Gebeinen ein berühmtes Kloſter erblühen ſollte.

Lucilius war von der Wundererſcheinung tief betroffen. Doch blieb er ſeinem Heidentum treu, weil Treue der

Grundzug ſeines Weſens war. Aber er fuhr Katharina zuliebe fort, die Chriſten wo er konnte zu beſchirmen, deren Verfolgungen ja nun bald unter dem Kaiſer Konſtantin ein Ende fanden. Als Lucilius hochbetagt und mit Ehren überhäuft aber unbeweibt zu ſterben kam, erſchien ihm am Vorabend ſeines Todes Katharina in verklärter Geſtalt, die ihm ihren Ring probeweiſe an den Finger ſteckte, aber gleich wieder zurückzog. Er verſtand den Wink und ließ ſich ſchnell noch taufen, dann zog ihn die große, nie verſchmerzte Liebe ſeines Lebens ſo mächtig nach, daß er nach dem letzten Seufzer ungeſäumt in die ſeligen Wohnſtätten eingehen konnte, wo ihn Sankta Katharina in ihrer Glorie als eine der größten Martyrheiligen in Pflege nahm und vollends ganz mit dem himmliſchen Eros verſöhnte.

Der Zwillingsbruder

Um die Zeit, wo die ſchöne Steiermark noch unter ihren eigenen Grafen ſtand, lebte auf dem ſtattlichen Pachthof von Diſenſaß ein Pächter, Namens Andres. Dieſer war ein hochfahrender und querköpfiger Mann, der von klein auf über ſeinen Stand hinaus gewollt hatte. Er bildete ſich ein, daß in ſeinen Adern Ritterblut rolle, weil ſeine Mutter als junge Ehefrau dem damaligen Herrn von Diſenſaß, als er bei einem Jagdausflug auf dem Pachthof weilte, in die Augen geſtochen haben ſollte. Aus Hochmut hatte er in jungen Jahren der Scholle, auf der ſeine Vorfahren als Erbpächter ſaßen, den Rücken gewandt und war eine Zeitlang erſt als Kriegsknecht, dann als Vagant im Lande herumgezogen; da er aber weder mit dem Schwert noch mit dem Mundwerk das erhoffte Glück erjagen mochte, ſondern nur Plagen aller Art erlitt, beſann er ſich beizeiten und kehrte zum väterlichen Pflug zurück. Dann nahm er in vorgerückten Jahren noch eine junge, ſehr ſanfte und fromme Frau, die aus Dankbarkeit, daß er auch ihre alte Mutter miternährte, ſich allerwege in ſeine gewalttätigen Launen ſchickte. Als er zum erſtenmal Vaterfreuden entgegenſah, ſtellte er ſogleich feſt,

daß das Kind ein Knabe und ein Ausbund von Schönheit, Verſtand und Tugenden aller Art wie ſein Vater, ja ſogar noch vollkommener werden müſſe. Und da er auf ſeinen Kreuz- und Querfahrten geſehen hatte, daß beim Kriegshandwerk doch nur die vom Adel Reichtum und Ehren erlangten, daß dagegen durch die Wiſſenſchaft ſchon mancher Niedriggeborene zu hohem Anſehen und zur Gemeinſchaft mit Rittern und Herren aufgeſtiegen war, beſchloß er im voraus, ſeinen Sohn den Studien zu widmen und ihn all die Gelahrtheit erwerben zu laſſen, die ihm ſelber entgangen war. Zeitig ging er mit dem Kalender zu Rate, wie ſein Bub heißen ſolle, und entſchied ſich für den lateiniſchen Namen Donatus, der ihm für einen künftigen Magiſter beſſer zu paſſen ſchien als irgendein Michel oder Jobſt. Auch wußte er, daß Donatus der Geſchenkte bedeutet, meinte alſo durch dieſen Namen die Vorſehung zu verpflichten, daß das Geſchenk um ſo anſehnlicher ausfalle.

Als er die Erfüllung ſeines Wunſches ſchon ganz nahe ſah, brachen in einer Nacht die ſchlecht gedämmten Gebirgswaſſer aus, daß die ganze Gegend überſchwemmt ward und das höher gelegene Pächterhaus wie eine Inſel aus dem toſenden Schwall ragte. Der größte Teil der Ernte der noch draußen lag wurde weggeſchwemmt, und die beſtmelkende Kuh, die nicht ſchnell genug hatte herausgeſchafft werden können, ertrank im

Stalle. Während Andres, der die Rettungsarbeiten leitete, durch sein Toben und Wettern das Gebrüll der Wasser übertönte, und die Knechte zu dem heiligen Christophorus als dem Helfer in Wassersnot schrien, empfahl die fromme Pächterin sich zusamt der Frucht in ihrem Leibe und ihre alte Mutter der allerseligsten Jungfrau. Da wallten die Fluten, die schon gegen das Wohnhaus Sturm liefen, zurück, verteilten sich und verebbten allmählich. Aber das arme Weib hatte vor Schreck ihr Kind zu früh zur Welt gebracht, ein elendes Würmlein, dessen Geburt der Mutter das Leben kosten sollte. Als der Pächter beim Morgengrauen ganz durchnäßt und zerzaust und noch wild über den Verlust der Kuh in die Kammer trat, lag sein Weib in den letzten Zügen. Ihr Gesicht war lang und verzogen, kalter Schweiß verklebte ihr Stirnhaar. Der unvernünftige Mann, der nie gelernt hatte sich Gewalt anzutun, kam wie von Sinnen. Er haderte laut mit dem Himmel, daß er ihm auf einen Tag all seine beste Habe nehme, die Ernte, die Kuh und gar noch sein Weib, und er drang in die Sterbende, doch ein Einsehen zu haben und ihn nicht gerade jetzt in seiner Not zu verlassen, als ob sie mit Willen von ihm ginge. Nach dem kleinen Bündelchen an ihrer Seite, von dem ein schwaches Wimmern kam, sah er sich gar nicht um.

Andres, sagte das Weib schwach, ich bin dir immer

gehorſam geweſen, aber jetzt muß ich einem Höheren folgen. Es zieht mich wie mit Stricken an einen anderen Ort. Alſo halte mich nicht und mach mir das Gehen nicht noch ſchwerer. Das Kind das uns Gott geſchenkt hat ſollſt du lieben und es nie entgelten laſſen, daß uns Menſchen unſere Wünſche nicht immer geraten können.

Andres konnte es nicht faſſen, daß ſeine ſanfte, geduldige, allzeit nachgiebige Frau auf einmal einen anderen Willen über ſich erkennen ſollte als den ſeinigen.

Gerade des Kindes wegen, ſagte er, mußt du doch begreifen, daß ich dich nicht fortlaſſen kann. Soll vielleicht ich es nähren, wickeln und baden? Iſt das ein Geſchäft für ein Mannsleut? Manche gute Zeit haſt du in meinem Haus gehabt, und jetzt willſt du gehen, wo du ſiehſt, daß ich mir ohne dich nicht helfen kann.

Das Kind hat eine Ahne, antwortete die Sterbende mit verlöſchender Stimme, und ich will die ſchmerzensreiche Mutter droben bitten, daß ſie ſich ſeiner erbarmt und ihm aus den himmliſchen Heerſcharen einen Helfer ſendet, der es ſtatt meiner behütet.

Während der Pächter noch auf ſein Weib einredete im Glauben, daß er ſie feſthalten könne, wenn er nur ſelber nicht einen Augenblick im Willen ſchwach würde, war die todbereite Seele ſchon entglitten.

Der Mann ſtand wie verſteinert, als er ſein Unglück und die Nutzloſigkeit ſeines Widerſtands erkannte. Erſt

als die anweſenden Frauen das wimmernde Menſchenklümpchen vorſichtig von der erkaltenden Seite der Toten löſten, faßte er ſich und verlangte ſeinen Sohn auf den Arm zu nehmen. Aber die Ahne kam ihm raſch zuvor, ſchlug ihre Schürze um das Kind und drückte es an die Bruſt, indem ſie ſagte:

Was Gott gegeben hat, ſoll man dankbar annehmen. Es iſt kein Donatus, es iſt eine Donate.

Da warf Andres einen einzigen Blick auf das verhüllte Kind und ging taumelnd aus dem Zimmer.

Die Türme und Zinnen des himmliſchen Zion ſtanden glanzumfloſſen, und durch das immerwährende erſte Maiengrün des Gartens Eden ging ſoeben der Feſtreigen der ſeligen Geiſter, als die fromme Seele der Pächterin oben anlangte und ſich gleich aus Demut und Verſchüchterung in das einſamſte Buſchwerk verkroch. In tauſend lieblichen Windungen und Verſchlingungen band und löſte und verſchlang ſich aufs neue der Tanz. Ganz innen hielten ſich die Kleinſten bei den Händen und bildeten vorwärts und rückwärts ſchwebend den regſamen Kern, den die Größeren und Größten in ſtets erweiterten Ketten umzogen. Farbigleuchtende, durchſichtige Gewänder umgaben die beweglichen, gleichfalls durchſcheinenden Leiber, und alle trugen ſie groß und klein Blumenkränze um ihre Stirnen, nicht raſch welkende Blumen wie die

irdiſchen, ſondern Paradieſesblumen, an denen jedes Blättchen lebte und von einem zitternden Liebesatem beſeelt war. Die wunderbare Muſik, die alle dieſe Geſtalten in ihrem Takte ſchwang und hielt, rührte nicht von Muſikanten und ihren Inſtrumenten her. Es waren die junggrünen und die dunklen ſaftſtrotzenden Blätter der Bäume von Eden ſelbſt, die, von den Lüften wie von unſichtbaren Fingern und Mündern berührt, ein jedes ſeine hohe oder tiefe Note ſang. Den göttlichen Zuſammenklang aber beherrſchte von der Zinne des Turms der Seraph, der gerade Dienſt hatte und der durch Heben und Senken oder Ausbreiten der Schwingen ſein grünes Orcheſter leitete. Dieſe Muſik machte, daß jeder der ſeligen Geiſter, der im Reigen die Hand des anderen erfaßte, ihm damit ſein ganzes eigenſtes Selbſt übergeben mußte, von dem der andere ſich für die Länge eines Herzſchlags durchbeben ließ, ohne doch ſein eigenes, das er dafür weggab, zu verlieren. Und ſo immer neu durchbohrt vom Stachel einer heiligen Entzückung, ſchwebten ſie zu immer neuem Geben und Nehmen weiter, die Reihenfolge der ganzen Geiſterwelt durchlaufend. Nur wenn zwei Seelen von ihrer Schönheit gegenſeitig ſo trunken waren, daß ſie von keinem Wechſel mehr wiſſen wollten, glitten ſie Hand in Hand aus dem Reigen heraus der ſich gleich wieder ſchloß, und ſchwebten ungehindert ſeitwärts, doch immer von der Muſik gehalten, daß ſie ſich nicht ganz

hinweg verlieren konnten. So oft der Reigen dem Buſchwerk nahe kam in das die fromme Seele ſich verkrochen hatte, ſtreckten ſich zärtliche Hände nach ihr aus um ſie mitzuziehen, aber ſie verbarg ſich tiefer in das tönende Geſträuch, denn ſie hielt ſich nicht würdig an dieſer unermeßlichen Seligkeit teilzuhaben.

Jetzt aber kam durch all den Glanz die Mutter der Gnaden heran, von leichtem Zephir getragen und in ſolcher Schönheit, daß kein irdiſches Auge es ausgehalten hätte. Von ihrem Haupte, das ein Diadem von farbenwechſelnden Sternen trug, floſſen ſilberne Schleier nieder, die das himmelblaue Gewand zur Hälfte bedeckten. Sie drückte ihr ſtrahlendes Kindlein an den Buſen, in anbetendes Staunen verſunken, daß dieſes Kindlein zugleich als höchſter Himmelsherr alles Erſchaffene und auch ſie ſelbſt zuſamt dem Paradies und den Engelsſcharen in ſeinen mächtigen Händen hielt.

Da kroch ein ganz kleines, demütiges Seelchen, das ſich noch kleiner machte, als es war, heran und legte ſich zu ihren Füßen.

Heilige Gnadenmutter, ſagte das Seelchen, erbarme dich meines verlaſſenen Kindleins. Es hat zum Vater einen Mann mit krauſem Hirn und eine Ahne, die ſchon matt iſt von Jahren, ſonſt niemand auf der Welt. Schick ihm aus den Scharen deiner Engel einen Beſchützer hinunter.

Du fromme Seele, antwortete die Himmelskönigin, gern möchte ich deinem Wunſche willfahren. Aber ich darf nicht meine Engel um der Menſchenkinder willen in den irdiſchen Jammer hinabſenden. Nur wenn einer von den Kleinen Strafe verdiente, daß er ungehorſam geweſen wäre oder ſich über die Geſchwiſter erhoben hätte, der mag dann hinuntergehen und mit deinem Kindlein in der Wiege liegen, daß er um ihretwillen ein Erdenſchickſal erleide.

* * *

Seit dem Tode der frommen Pächterin gab ſich der Pächter wie ein Mann, dem eine ſchwere Beleidigung widerfahren iſt, und er ließ Knechte und Mägde ſein Mißgeſchick büßen. An dem dürftigen kleinen Würmchen ſchämte er ſich ſo, daß er verbot es in die Sonne zu tragen, denn niemand ſollte ſehen, wie tief ſein Vaterſtolz gedemütigt war. Es gab auch freilich an dem Kinde nichts Schönes zu ſehen: das kleine Ding hatte ein runzliges Geſicht wie ein verhutzelter Apfel, mit zwei Unmutfalten auf der Stirn, und ein Körperchen, das eher einem abgezogenen mageren Häslein als einem kleinen Menſchlein glich; dazu war es ohne Haare und Nägel zur Welt gekommen. Da es ausſah, als ob es gleich der Mutter nachfolgen wollte, hatte man ſich mit der Taufe ſehr beeilen müſſen. Nun war aber bei der

ſicheren Erwartung eines Sohnes für einen Mädchennamen gar nicht vorgeſorgt, und Andres hatte auch keine Luſt, ſich über einen ſolchen den Kopf zu zerbrechen, ſo blieb es bei dem Namen Donate, der dem Kind von der Ahne in ſeiner erſten Lebensſtunde ohne Überlegung gegeben worden war. Aus einer entfernten Ortſchaft wurde eine kräftige Amme gedungen. Als aber dieſer das eigene ſchöne und geſunde Söhnlein daheim an ungenügender Pflege ſtarb, ward ſie dem fremden Säugling gram, und der Kummer verſchlug ihr die Milch, daß dem Würmlein auch die Nahrung knapp wurde und es ſich oft vor Hunger blau ſchrie. Dann ſtampfte der Vater wütend auf den Boden oder ging ſtumm und verbiſſen aus dem Hauſe. Die Ahne aber gab der Kleinen ihre knöchernen Finger zu lutſchen, bis ſie eingeſchlafen in ihrem Schoße lag mit dem Ausdruck von Vorwurf im Geſichtlein, den ſie immer hatte, wenn ſie ſchlief.

An einem ſonnigen Frühlingstag, als die Amſeln ſangen und die weißen und roſenroten Blüten von den Bäumen fielen, war der Pächter wegen eines Viehhandels über Land gegangen. Die alte Frau nahm dieſe Gelegenheit wahr und ſetzte ſich mit dem Kinde auf die Bank unter den blühenden Apfelbaum. Während ſie ſtrickte und dazu das Kind leiſe in Schlaf ſummte, kam es ihr vor, als ob ſich hinter dem Baum etwas regte. Sie bückte ſich und ſah einen bildſchönen Knaben im

Graſe ſitzen, der ſich wie eben erwacht die Augen mit ſeinen kleinen Fäuſtchen rieb. Die Alte wußte nicht, ob ſie ſich mehr über die Anweſenheit des Kindes oder über ſeine unbeſchreibliche Schönheit verwundern ſollte. Sein Geſichtlein war weißer und zarter als die fallenden Blütenblätter, er hatte die ſtrahlendſten Blauaugen und Ringelhaare wie geſponnenes Gold. Am Leibe trug er nichts als ein langes weißes Hemdchen. Erſt blickte er um ſich, als ſuchte er ſeine gewohnte Umgebung, dann erhob er ſich, taumelte ein Schrittchen vorwärts und ſetzte ſich, des Gleichgewichts noch ungewohnt, ſogleich wieder rücklings zur Erde. Aber ſchnell verſuchte er das Aufſtehen von neuem, und diesmal gelang es ihm. Dabei wurde er erſt des ſchlafenden Mägdleins auf dem Schoß der Alten anſichtig und ſtieß einen kleinen Freudenruf aus, der klang, wie wenn ein unflügger Vogel piept. Er hielt ſich am Rock der Ahne feſt, zu deren Knie er gerade heraufreichte, und näherte ſein Geſichtchen dem der Schläferin, das ſich plötzlich glättete, wobei es gleich nicht mehr ſo häßlich ſchien. Dann tupfte der kleine Fremdling vorſichtig aber mit unendlicher Neugier, als hätte er noch nie ein ſchlafendes Kind geſehen, dem kleinen Ding auf beide geſchloſſene Augen, die ſich ſogleich öffneten und ihn anlachten. Dabei gab die kleine Donate einen Freudenlaut ganz ähnlich dem ſeinigen von ſich. Die Ahne ſaß unbeweglich und wagte nicht zu atmen

aus Furcht, der ſchöne Traum könne zerrinnen. Da wurde ſie im Hauſe gerufen. Verwirrt erhob ſie ſich, ihr Enkelkind im Arme, und hielt, ohne zu wiſſen wie es zuging, das fremde im anderen. Das Geſinde ſperrte Mund und Augen auf, als ſie mit beiden Kindern ins Haus trat.

Landſtreichervolk hat's uns draußen ins Gras gelegt, ſagte die alte Frau. Aber gewißlich iſt es nicht das ihre. Leicht haben ſie es einem Grafen oder gar unſerem Herrn Kaiſer ſelbſt geſtohlen, ſo ſchön iſt es. Wir wollen's halten und pflegen, bis ſeine Eltern kommen es heimverlangen. Aber jetzt geht und ſchaut euch draußt auf der Straßen um, ob ihr das fahrend' Volk, das windige, nimmer ſehen könnt.

Die Amme, ein derbes bäuriſches Weib, faltete beim Anblick des Findlings die Hände und ſagte feierlich, indem ihr die Tränen übers Geſicht liefen:

Das iſt mein Seppl gewiß und wahrhaftig. Die heilige Gottesmutter hat ein Einſehen gehabt und ihn mir aus dem Paradies zurückgeſendet.

Sie nahm gleich den Knaben in ihre ſtarken Arme um ihn zu tränken. Der aber wandte ſich mit Widerwillen weg, und erſt, als das kleine Mädchen ſich geſättigt hatte, wobei er verwundert zuſah, nahm auch er willig die dargereichte Nahrung, die jetzt reichlich für zweie floß, wo zuvor die eine gedarbt hatte. Danach ſchliefen die beiden

Kinder zuſammen in der Wiege wohlig zugedeckt und die beiden roſigen Geſichtlein gegeneinander gewendet.

Als das Freudengebell der Hunde die Rückkehr des Herrn ankündigte, ging ihm die Ahne auf der Straße entgegen, um ihn vorzubereiten und für den Findling, von deſſen Überbringern man keine Spur gefunden hatte, günſtig zu ſtimmen. Der Pächter kam pfeifend des Wegs und pfiff, während ſie redete, weiter was ein ſehr böſes Zeichen war. Als er aber den Findling in der Wiege ſah, verſchlug es ihm den Atem, daß er erſt kein Wort vorbringen konnte; er ſtand und ſchaute, ein mächtiger Ruck nach dem anderen ging über ſein Geſicht, und er atmete endlich tief auf, als ſei ein ſchwerer Stein von ſeinem Herzen gefallen.

Mutter, ſagte er dann, was redet Ihr nur daher? Das Kind iſt mein. Ich muß mich verwundern, daß Ihr das nicht gleich erkannt habt. Seht Ihr denn nicht, daß es mir aus dem Geſicht geſchnitten iſt? Wegen ſeiner Feinheit braucht Ihr Euch, mein' ich, nicht zu wundern. Von Grafen und Herren wird's wohl abſtammen, wenn's mein Blut iſt. Darum iſt's aber doch der Sohn, den mir das arme Weib in ihrer Todesſtunde geboren hat. Was Ihr bisher aufzogt, war ein Wechſelbalg, den ſchafft nur gleich in den Wald hinaus. Leicht mögen ihn die Wichtel wieder holen, jetzt, wo ſie mir mein eigenes Kind zurückgebracht haben.

Die Ahne erſchrak ſehr und ſagte:

O Pächter, wo ſeht Ihr denn einen Wechſelbalg? Schaut doch die beiden Kinder an und ſagt mir, welches das ſchönere iſt. Ihr habt Euch ja Euer eigenes noch nie angeſehen. Sind ſie ſich nicht gleich wie ein Waſſertropfen dem anderen? Werden ſie ſich nicht immer noch ähnlicher, je länger Ihr's anſchaut?

Der Vater ſtand und ſtaunte. Auch ihm däuchte es jetzt, als ob die Kinder ſich ähnlich ſähen, nur daß das Mädchen viel kleiner und zarter war. Ihre Haare hatten die gleiche Farbe, freilich ſproßten die Donates erſt ſpärlich, die Köpfchen hatten die gleiche Form, die roten Mündchen lächelten auf die gleiche Weiſe, die Händchen, die auf der Decke zuſammen lagen, hätte man verwechſeln können, ſo ähnlich bewegten ſich die kleinen Fingerchen. Der Vater zog die Decke weg und betrachtete die zarten Gliedmaßen, die gleichfalls ganz ähnlich geformt waren, nur daß der Knabe in allem ſchöner und vollkommener war.

Soll ich denken, daß mein Weib mir Zwillinge geboren hat und daß wir bis heute nichts davon wußten?

Wir wollen gar nichts denken, Pächter. Wir wollen den Fund als unſer anſehen und warten, bis wir ein Zeichen erhalten, wer er iſt. Ich habe ihm ſein Hemdlein ausgezogen und es ſchön gefaltet in die Lade verſchloſſen. Es iſt von einem Linnen ſo fein, wie hierzuland keins geſponnen wird, und rings um den Saum

mit Goldfäden geſtickt. Wer weiß, es kann ihm einmal zum Erkennungszeichen werden.

Der Pächter verlangte das Hemdlein zu ſehen, ſie händigte ihm den künſtlichen Schlüſſel ein, aber als er aufſchloß, war die Lade leer. Die Ahne fürchtete, es ſei ein Dieb im Hauſe, aber Andres ſagte:

Laßt's gut ſein, Mutter, ich hab' es nicht anders erwartet. Die ihn brachten, werden wiſſen, wohin das Hemdlein gekommen iſt. Die ſchlüpfen durch, wo ſie niemand ſieht, und vom Öffnen künſtlicher Schlöſſer verſteh'n ſie was, das ſchlägt in ihr Handwerk. —

Die beiden Kinder blieben beiſammen, und ein Segen ruhte ſichtbar auf ihnen. Alle Pflege, die dem Findling zuteil wurde, ſchlug dem kleinen verkümmerten Mädchen an, daß es täglich ſchöner aufblühte. Andres ſöhnte ſich gänzlich mit Donate aus und dachte nicht mehr daran ſie in den Wald zu tragen. In Donatus aber — ſo mußte natürlich der Knabe heißen — ſah er die ſpäte Erfüllung und Krönung ſeines Lebens. Daß die beiden Kinder Zwillinge ſeien, von ſeiner Frau in ihrer Sterbenacht geboren und nur eine Zeitlang durch eine rätſelhafte Macht voneinander getrennt, ließ er ſich nicht mehr nehmen, nachdem er es einmal ausgeſprochen, und niemand der die Kinder ſah hätte es zu beſtreiten gewagt. Er war jetzt ebenſo ſtolz auf ſeine Vaterſchaft, wie er ſich ihrer zuvor geſchämt hatte, und ließ, wo er

nur konnte, die Schönheit ſeiner Zwillinge bewundern. Donatus lernte ganz von ſelber gehen und lief bald durch das ganze Haus. Donate rutſchte ihm zuerſt auf dem Boden ſitzend nach und lernte dann von ihm die erſten Schrittlein. Das gab einen neuen Jubel im Hauſe, und alles was die Kinder taten oder ſagten war für den Vater ein Anlaß unaufhörlichen Rühmens und Pochens. Auf der Straße blieben die Leute ſtehen um die ſchönen Kinder anzuſtaunen, wenn ſie draußen ſpielten. Welche Mutter aber ihr Kindlein verloren hatte, die meinte es in dem kleinen Knaben wiederzuſehen und ging getröſtet weiter, wenn ſie ihn nur einmal hatte auf den Arm nehmen und küſſen dürfen. Wenn er gar in kindlichen Worten um etwas bat, vermochten auch die roheſten Herzen kaum ihm die Bitte abzuſchlagen.

Als ſie heranwuchſen, blieb der Knabe der Führer und Beſchützer des jüngeren Schweſterleins, und es bedurfte gar keiner weiteren Aufſicht für die beiden. In der ſchönen Jahreszeit gingen ſie Tag für Tag zuſammen in den Bergwald, nachdem ſie zuvor ihre Schüſſel ſüßen Brei gegeſſen hatten, die Ahne ſteckte noch jedem ein mächtiges Stück Brot in die Taſche, das teilten ſie mit allerlei Getier des Forſtes und kamen am Abend ſatt und glücklich nach Hauſe. Nie verletzte ſich eins der Geſchwiſter, die wildeſten Hunde ließen ſich von ihnen anfaſſen, keine Gans in der Dorfgaſſe wagte

gegen ſie zu ſchnattern, ja, es gab trotz allem Klettern und Springen nicht einmal zerriſſene Röcklein.

Einmal wurde die Ahne neugierig, was denn eigentlich die Kinder im Walde trieben. Sie hörte ein wunderſames Tönen, dem ſchlich ſie nach und ſah die Geſchwiſter inmitten einer Lichtung auf dem Raſen ſitzen; das Brüderlein hatte ein Baumblatt vor dem Mund, dem es ſo eigene, herzbewegende Weiſen entlockte, daß die alte Frau die nie etwas ſo Schönes gehört hatte vor Wonne und Weh vergehen wollte. Sie ſchlich ſtill davon wie ſie gekommen war, aber am Abend fragte ſie die Kinder, von wem ſie dieſe Kunſt gelernt hätten. Donatus antwortete verwundert, die Weiſen wären ja in dem Blatt, er brauche es nur an den Mund zu nehmen, ſo kämen ſie von ſelbſt heraus. Auch das Mädchen blättelte und blies mit aufmerkſamem Gehör dem Bruder nach, aber ſo ſchön wie er konnte ſie es nicht, denn wenn er ſo recht inniglich anhob, begannen alle die es hörten vor unbeſchreiblichem Heimweh und ſeliger Wehmut zu weinen. Nur der Pächter Andres behielt trockene Augen, denn er hatte für die Muſik kein Ohr, aber er war ſehr ſtolz auf die Ehre die ſein Sohn einlegte und nötigte ihn oftmals gegen ſeinen Willen ſich hören zu laſſen, wenn Fremde auf dem Pächterhofe vorſprachen. Bald begnügte der Knabe ſich nicht mehr mit dem Baumblatt, er ſchnitzte Röhren die er kunſtreich zu Doppelflöten

verband, über zuſammengenagelte Bretter zog er Darmſaiten und ſpielte darauf, und es war um das Pächterhaus her ein beſtändiges Singen und Klingen wie im Paradieſe. An dieſem Konzert nahmen auch die Vögel teil, die ihn wo er ging und ſtand umhüpften und ſein Spiel mit Trillern und Schmettern begleiteten. Denn er liebte alles Getier in Wald und Flur, brachte ihnen die übrigen Brocken vom Tiſche und litt nicht, daß in ſeiner Gegenwart eins verletzt oder getötet wurde.

Eines Tages wollte ein roher Knecht ein neugekauftes Pferd, das er nicht zu behandeln verſtand, züchtigen. Donatus ſprang ſcheltend dazwiſchen. Da ſagte der Grobian:

Von dir laß ich mir nit befehlen, du biſt ein Gefundener. Ich weiß noch recht gut, wie das Lumpenvolk dich dem Pächter vor die Tür gelegt hat.

Die Ahne die eben dazukam hieß den angetrunkenen Knecht ſeinen ungewaſchenen Mund halten. Aber Donatus ſagte:

Verwehrt ihm das Reden nicht, Ahne, denn er ſagt die Wahrheit. Ich weiß es ja ſelber noch, wie ich Euch zum erſtenmal ſah, als Ihr auf der Bank ſaßt und das ſchlafende Schweſterlein auf dem Schoße hattet.

Das müſſen dir die Mägde verraten haben.

Niemand hat mir das verraten. Und damit Ihr mir glaubt, will ich Euch etwas erzählen, was keine der Mägde von Euch gehört hat, weil es zu unwichtig war.

Als Ihr, auf jedem Arm ein Kind, ins Haus gingt, da ſtecktet Ihr zwar zuvor das Strickzeug in die Taſche, aber der Garnknäuel fiel zu Boden und rannte in langen Sprüngen hinter Euch her. Das ſah ſo närriſch aus, daß ich lachen mußte. Entſinnt Ihr Euch?

Die Frau verwunderte ſich, daß eines Kindes Gedächtnis ſo weit zurückreichen ſollte.

Wenn du von der Bank und dem Garnknäuel weißt, mußt du auch wiſſen, was zuvor mit dir geweſen iſt.

Nein, das weiß ich nicht. Die Bank und Ihr und Donate, das iſt das letzte, worauf ich mich beſinnen kann. Nur zuweilen träumt mir's als wäre ich plötzlich wieder zu Hauſe, dann finde ich mich auf der allergrünſten Wieſe, die ganz mit Blumen bedeckt iſt — ſo grün und blumig habt Ihr nie eine geſehen — und da ſpiele ich ſelig mit hundert Geſchwiſtern, die alle ſo ſchön und noch ſchöner ſind als mein Schweſterlein. Sie tragen Kränze um die Stirnen und tanzen und ſingen, wie ich's Euch nicht beſchreiben kann.

Hundert Geſchwiſter! Da lügſt du ja, Donatus.

Ich ſage nicht, daß es Wahrheit ſei, Ahne, es iſt geträumt. Eine wunderſchöne Frau geht in herrlichen Gewändern, eine Krone auf dem Haupt, vorüber. Wenn ich ſie ſehe, weiß ich auf einmal, daß ich wieder im Vaterhaus bin. Und beim Erwachen tönt mir jedesmal ein Ruf in die Ohren: Hüte dich vor Ungehorſam!

Jetzt ſehe ich wohl, daß du uns verlaſſen willſt und dein Vaterhaus ſuchen, ſobald du vollends erwachſen biſt, ſagte die Ahne betrübt.

Wenn mein Schweſterlein bei mir bleibt, ſo bleibe ich bei ihr, antwortete der Knabe. Sobald wir groß ſind, muß uns der Vater zwei Klauſen bauen, hoch oben im Walde. Da wollen wir nebeneinander hauſen als Einſiedel und Einſiedelin und wollen den ganzen Tag ſingen und muſizieren und mit den Waldvögeln den Schöpfer lobpreiſen.

Als der eitle Pächter dieſe Zukunftswünſche ſeines Sohns vernahm, lachte er und ſagte:

Meine Tochter muß einen Grafen heiraten, denn eine Schönere wird es im ganzen Land nicht geben. Und der Bub muß ein großer Gelehrter werden, wie ich einer geworden wäre, hätte ich nicht ſchaffen müſſen fürs liebe Brot. Oder meinetwegen ein großer Geigenſpieler, der vor Königen und Kaiſern ſpielt und von ihnen Seide und Edelſteine zur Verehrung erhält.

Darum gab er auch gerne ſeine Erlaubnis, als der Sohn ihn bat, das Orgelſpiel erlernen zu dürfen. Der Organiſt aber wußte nicht, wie ihm geſchah, als der Knabe, den er unterweiſen ſollte, ſich an die Orgel ſetzte, die Pedale trat und die Regiſter zog, als ob er niemals etwas anderes getan hätte. Er ſpielte ganze Choräle auswendig, wie der arme Organiſt nie hatte ſpielen hören, und es ſchien dem dörflichen Muſikus, als vernehme er Muſik aus anderen

Welten. Von da an mußte bei jedem feierlichen Anlaß Donatus die Orgel ſpielen, und von weit und breit kamen die Leute in das Kirchlein von Diſenſaß, um ihn zu hören. Viele Leichtſinnige und Laſterhafte ließen ſich durch ſein Orgelſpiel bekehren, daß ſie in ſich gingen und ein beſſeres Leben führten. Solche aber, die zuvor ſchon von dem Irdiſchen abgewandt waren, wurden von ſo tiefer Sehnſucht nach ihrer beſſeren Heimat ergriffen, daß ſie ihr Haus beſtellten und ſich zu einem ſeligen Ende bereiteten.

Donate war jetzt ſchon zur Jungfrau erwachſen und, wie ihr Vater vorher geſagt hatte, die Schönſte land-auf, landab. Sie blühte wie eine junge Roſe. Donatus dagegen war ſchmal und blaß geblieben, als ob ſeine Natur nicht ſo viel vom Erdenſtoff an ſich zu ziehen vermöchte wie die ihrige.

Eines Abends waren ſie wieder wie in der Kinderzeit auf der Waldblöße beiſammen. Donatus hielt eine ſelbſtverfertigte Zither in der Hand, fuhr durch die Saiten und ſang:

Weiß nicht, wo meine Heimat iſt,
Weiß nicht, wohin ich geh.
Nach dem blauen Himmelsſaale
Tut mir das Herz ſo weh.

Wenn ich ein kleiner Vogel wär',
Flög' ich auf und hätte Ruh.
Ich wünſche mir zwei Flügel,
Schweſter, was du?

Das Mädchen ſaß und ſang ihm entgegen:

Ein Paar rote, rote Schuh
Mit ſeidenen Franſen
Und ein Schappel dazu,
Mit dem ſchönſten Ritter zu tanzen.

Da ließ Donatus vor Schreck die Zither fallen und ſagte:

So haſt du mich nicht mehr lieb, daß du an einen Ritter denkſt und an ſeidene Zotteln und Troddeln und an lauter Dinge die dir nicht anſtehen.

Wohl habe ich dich lieb, Donatus, antwortete die Schweſter, aber wie mir iſt, das kann ich dir nicht ſagen, denn du verſtehſt es nicht. Ich habe eine Unraſt in mir, daß ich nirgends froh werde. Meine Füße zucken und möchten tanzen, meine Arme ſtrecken ſich von ſelber aus, ich weiß nicht, nach was, und das Herz tut mir ſo weh wie dir, aber nicht nach dem blauen Himmelsſaal mit allen ſeinen Wolken und Engeln, ſondern nach etwas, das man faſſen und halten und an ſich drücken kann.

Schweſterlein, bat der Knabe dringlich, zieh mit mir hinauf in die Klauſe, die ich dir und mir hoch droben im Walde bauen will. Sieh, ich hab' auch eine Geige und einen Bogen dazu, und ich weiß dir ſchöne Tänze zu ſpielen, nach denen du tanzen kannſt, daß es die Engel freut.

Aber das Mädchen ſagte:

Du verſtehſt mich nicht, ſtand plötzlich auf und ging weinend hinweg.

Donatus ſuchte die Ahne auf und ſagte zürnend:

Was habt Ihr mit meiner Schweſter gemacht, daß ſie ihr Herz von mir abgekehrt hat, während ich auf des Vaters Befehl über den Büchern ſaß oder die Orgel ſpielte um die Menſchen zu tröſten?

Lieber Donatus, ſagte die Ahne, was mit deiner Schweſter vorgeht, das iſt von Gott geordnet, niemand kann dazu. Heißt es nicht: Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne anhangen? — Sie iſt jetzt in die Jahre gekommen wo ſich das erfüllen muß, und darum kann ſie an euren Kinderſpielen keine Freude mehr haben, ſondern wie die Tierlein im Wald, wenn es Frühjahr wird, ſo möchte auch ſie ſich ihr Neſt bauen.

Nun ſaget mir, Ahne, iſt ſchon ein Freier um ſie gekommen und hat man ſie ihm zugeſagt?

Es iſt ſchon mancher gekommen, doch war noch keiner deinem Vater gut genug. Jetzt aber will er, daß ſie zum Tanz unter die Linde gehen ſoll mit ſeidenen Schuhen und goldenen Halskettlein, damit es alle ſehen, daß ſie die Schönſte iſt landauf, landab. Dann werde ſich, ſagt er, der rechte Freiersmann zeigen.

Donatus betrübte ſich ſchwer, daß die jungen Burſche ſein Schweſterlein bei der Hand faſſen und im Kreiſe

drehen ſollten, die doch zuvor nur mit ihm die himmliſchen Wieſentänze getanzt hatte, und wenn er ſich gar vorſtellte, daß ſie einem als Eheweib folgen ſollte, ſo riß es ihm geradezu das Herz in Stücke.

Die alte Ahne ſuchte ihn zu tröſten, indem ſie ſagte, daß bald auch für ihn die Zeit des Neſterbauens kommen werde, daß er darum über ſeine Schweſter ſich nicht grämen dürfe, weil die Mädchen zur Liebe früher reif würden als die Knaben.

O Ahne, was redet Ihr? antwortete Donatus. Nie könnte ich eine andere an meiner Seite haben als meine Schweſter. Mit ihr bin ich geweſen ſeit meinen erſten Schrittlein, an ſie habe ich einzig gedacht alle Tage meines Lebens und werde auch ferner nur ganz allein an ſie denken.

Die Alte hielt ihm entgegen, daß es Sünde ſei, mit ſolchem Übermaß von Liebe an der eigenen Schweſter zu hangen.

Ihr könnt ja nimmermehr Mann und Frau werden, ſagte ſie, denn wenn man auch nicht weiß, woher du gekommen biſt, ſo ſeid ihr doch in derſelben Wiege gelegen, habt von einer Amme getrunken und ſeid aufgewachſen wie Zwillinge. Auch ſeid ihr euch von Angeſicht ähnlicher als irgendein anderes Geſchwiſterpaar.

Nie iſt es mir in den Sinn gekommen, daß wir Mann und Frau werden könnten! Aber als Einſiedel

und Einſiedelin droben im Walde zu leben und gemeinſam Gott zu dienen, das denke ich mir ſo ſchön, daß ich gar nichts Schöneres auf Erden wüßte.

Siehe, es wäre eine große Sünde, ſagte die Alte, wollte Donate Gott dienen mit irdiſchen Gedanken im Herzen, und leicht möchte ſie darüber in die Fallſtricke des Satans verwickelt werden, ohne daß du ſie retten könnteſt. Laß du ſie ihre Wege gehen und gehe du die deinigen.

Darüber geriet der Knabe in immer größere Beſtürzung und wußte nicht mehr, wo aus noch ein. Am meiſten peinigte es ihn, daß ſeine große Liebe zu der Schweſter, die doch bis jetzt etwas Heiliges geweſen und ſein ganzes Herz erfüllt hatte, nun auf einmal eine Sünde ſein ſollte. Er ſuchte ſeine Gedanken ganz von der irdiſchen Schweſter ab und zu ſeinen himmliſchen Geſchwiſtern im Wolkenſaal hinzuwenden, aber es ging ihm wie einem in der Schlinge verfangenen Tier, dem je mehr es ſich loszureißen ſtrebt, der Strick ſich nur deſto feſter zuzieht. Am Ende ſuchte er ſeinen Beichtvater auf und ſagte ihm alles, was ihn bedrängte. Nur daß ihn fahrendes Volk vor die Tür des Pächters gelegt hatte, verſchwieg er, wie die Ahne ihm gebot.

Der Prieſter aber war ſo ſehr an die menſchliche Gebrechlichkeit gewöhnt, daß er des Knaben reines Herz nicht erkannte, ſondern ihm mächtig ins Gewiſſen redete,

weil ſündhafte Liebe zur eigenen Schweſter eine der allerſchwerſten Vergehungen ſei. Er legte ihm gar harte Bußübungen und Faſten auf, um ſich des Verſuchers zu erwehren.

Da erbaute ſich Donatus eine einſame Klauſe im Waldgebirge und nahm nichts mit ſich als ſeine Geige. Dem Vater, der ihn zurückholen wollte, ſagte er, daß ihm dieſes auferlegt ſei, und die Schweſter ließ er gar nicht zu ſich. Die Speiſen, die man ihm hinaufſchickte, verteilte er unter das Waldgetier, das beſtändig um ſeine Klauſe her war. Er ſelber nährte ſich nur ſparſam von Wurzeln, die er ausſog und wegwarf. Wie er nun ſein Leibliches mehr und mehr ſchwinden fühlte, wurde ſeine Pein geringer, ohne daß ſeine Kräfte nachließen, denn er konnte halbe Tage lang mit ſicherer Hand zu Gottes Ehre den Fiedelbogen führen. Einmal aber, als er über Tag am Boden liegend eingeſchlafen war, ſchien es ihm, als ob eine ſchöne, von Licht umfloſſene Frau über ſeine Schwelle träte und mit leiſem Vorwurf aber doch ganz demütig zu ihm ſpräche:

Donatus, willſt du jetzt nur noch an dein eigenes Heil gedenken und derweil deine Taube in den Krallen des Geiers laſſen?

Da erſchrak er und verſtand gleich, was die Geſtalt ihm ſagen wollte. Er raffte ſich auf, nahm ſeine Fiedel und verließ die Klauſe. —

Unterdeſſen war ein vornehmer Gaſt in ſeinem Vaterhauſe eingekehrt: ein junger Ritter, der mit einer Geſandtſchaft des Kaiſers nach Welſchland gezogen und dort von der Nachricht überraſcht worden war, ſein Vater, der alte Graf von Strieteck, habe das Zeitliche geſegnet und ihn als einzigen Erben ſeiner Güter und Würden hinterlaſſen. Jetzt befand ſich der junge Graf auf dem Heimweg, um in ſeine Rechte einzutreten. Vom Dorfe wo er nächtigen wollte hatte man ihn nach dem wohlhabenden Pächterhauſe gewieſen, da die dörfliche Herberge höchſtens für ſeine Pferde, Hunde und Knechte gut genug ſei. Der Pächter Andres hatte den Herrn mit Freuden aufgenommen und ihm durch ſein ſchönes Töchterlein die beſte Kammer des Hauſes bereiten laſſen. Kaum daß der Ritter dieſer engelgleichen Schönheit anſichtig geworden, die alles überſtrahlte, was er in Welſchland an ſchönen Frauen und Mägdlein geſehen hatte, ſo ſtand er auch ſchon in lichten Flammen, von denen der Funke alsbald in das unbewachte Blut Donates überſprang. Es hätte nicht einmal der ſchmeichelhaften und verführeriſchen Reden bedurft, mit denen er das unwiſſende Landkind betörte; ſeine ſchöne Geſtalt und Haltung, worin ſich die Kühnheit des Kriegsmanns mit dem vornehmen Anſtand des Hofherrn paarte, genügte ſchon, ihren Sinn ganz und gar zu verſtricken. Der Pächter ſchwamm auf den höchſten Wogen geſchmeichelter Eitel-

keit, das vermeintliche Ritterblut regte ſich wieder in ihm und veranlaßte ihn zu einem geſchraubten Betragen und erhöhter Redeweiſe, die der Gaſt aus Höflichkeit für voll gelten ließ und im ſtillen belachte. Andres aber, der wohl den Faden bemerkte, der zwiſchen ſeiner Tochter und dem Fremden angeſponnen war, fühlte ſich ſchon als Schwiegervater eines großen Herrn und genoß im voraus die Entzückung, ſagen zu können: Meine Tochter, die Gräfin Strieteck. Er leiſtete den zwei Verliebten im ſtillen jeden Vorſchub, denn ſeit dem erſten Eintritt des Grafen in ſein Haus erwartete er ſteif und feſt, daß dieſer um die Hand Donates anhalten werde. Der Graf aber dachte nichts dergleichen. Sein Vater hatte ihm ein Edelfräulein aus der Verwandtſchaft ausgeſucht, die zwar keine ſo große Schönheit wie Donate, aber eine wohlgeſtaltete Jungfrau und eines Marſchalls Tochter war, und die beabſichtigte er nach ſeiner Rückkehr heimzuführen. Von dem ſchönen Pächterskind aber erhoffte er einen ſüßen Minnelohn im Vorübergehen, wie der Wandersmann ſich einen friſchen Zweig auf den Reiſehut ſteckt, mit dem er ſich eine Zeitlang in der Sonnenglut die Stirne kühlt, bis er ihn wieder wegwirft. Er wußte es einzurichten, daß ſeine Knechte ihm meldeten, die Pferde ſeien übermüdet und das Leibroß habe einen Satteldruck, der ein mehrtägiges Verweilen nötig mache, worüber der Pächter eine lebhafte Freude bezeigte. Und

auch Donate, obgleich ſie die Augen niederſchlug, verriet durch Erröten und Erblaſſen, was bei dieſem Aufſchub in ihr vorging. Der junge Graf ſtellte ſich als ob er die Gaſtfreundſchaft zu mißbrauchen fürchtete, ließ ſich aber nach einigen Umſtänden durch den Pächter nötigen. Nur die alte Ahne witterte Unheil und ſuchte, da ſie dem heftigen Schwiegerſohn nicht geradehin widerſprechen mochte, ihn durch allerlei ſprichwörtliche Anſpielungen und goldene Regeln zur Beſinnung zu bringen. Aber ſie erreichte bloß, daß er die Geduld verlor und ſich jeden Zweifel an des Gaſtes redlichen Abſichten als Beleidigung gegen ſich ſelbſt verbat. Und als ſie ihm ſchließlich vorhielt, daß, auch wenn der Graf es wirklich ehrenhaft meine, ein ſo ungleicher Bund doch nie zum Segen ausfallen könne, antwortete er barſch:

Ich will meine Tochter lieber tot in einer Grafengruft wiſſen als lebendig an der Seite eines Bauernlümmels.

Im Dorfe rüſteten ſie zu einem Tanz unter der Linde, um die Anweſenheit des Grafen zu feiern. Es verſteht ſich, daß dieſer den Reigen mit der ſchönen Pächterstochter führen ſollte, und er war auch von Herzen dazu willig, obgleich die friſche Trauer um ſeinen Vater ihm die laute Luſtbarkeit hätte verbieten müſſen. Donate fühlte zwar wohl, daß er damit wenig Herz verriet; weil es aber um ihretwillen geſchah, fand ſie den Mangel an

Sohnesliebe verzeihlich und zitterte dem Augenblick entgegen, wo des Ritters Arm ſie umfaſſen ſollte. Sie beſaß Gewänder wie ein Edelfräulein, auch die ſeidenen Schuhe die ſie ſich wünſchte waren ihr vom Vater längſt beſchafft worden. Das Schappel, das ſie ohne bergenden Schleier auf ihr geringeltes Goldhaar ſetzen ſollte, hatte ihr der Ritter ſelber überreicht, nachdem er zuvor einen von Diamanten umgebenen Rubin von hohem Werte zwiſchen den Blumen befeſtigt hatte, womit er ſich gleichſam im voraus von ſeinen Verpflichtungen loszukaufen gedachte.

Donate hatte dabei kein Arges, ſie glühte vor Luſt, als ſie an ſeiner Hand zum Tanze antrat. Ihr Angeſicht war unter dem Schappel ſo ſtrahlend ſchön, daß den Grafen nun doch eine Art von Ehrfurcht überſchlich und er dachte: Wie ſchade, daß ſie kein Edelfräulein iſt, ſie wäre wirklich wert Gräfin von Strieteck zu werden. Er führte ſie auch, obwohl jeder Blutstropfen in ihm ſich entzündete, ſo zart und ſittig daher und drehte ſie mit ſo feinem Anſtand, als ob ſie die Tochter des Kaiſers wäre, indeſſen die Bauern um ihn her johlten und ihre derben Tänzerinnen umſchwenkten, daß die Röcke flogen, ſie auch zuweilen recht unziemlich in die Höhe warfen.

Als die Luſt am wildeſten war, erſchien Donatus. Der Anblick ſeiner herrlichen Schweſter an der Hand des Verſuchers verurſachte ihm einen ſolchen Riß im Herzen,

daß er auf der Stelle zu ſterben meinte. Er hätte ihr am liebſten das Schappel mit dem blutroten Rubin abgeriſſen und es dem Grafen an den Kopf geſchlagen, aber er beſann ſich eines beſſeren, denn es ging ihm mit einem Male auf, wozu er die Geige mitgenommen hatte.

Er trat zu den erhitzten Bläſern und Trommlern, die einen gar unheiligen Lärm verführten, und ſagte: Ihr wackern Muſikanten ſeid gewiß müde und durſtig geworden. Gehet jetzt und letzet eure Kehlen, während ich euren Platz einnehme. Ich bin ganz allein genug, dieſen Tänzern und ſchönen Tänzerinnen aufzuſpielen.

Die Muſikanten ließen ſich's geſagt ſein, ſtellten ihre Inſtrumente ab und miſchten ſich unter die zechenden Bauern. Donatus legte ſeine Fiedel gegen die Wange und probierte die Saiten, während ſich neue Paare aufſtellten. Dann ſpielte er einen munteren, doch nicht ausgelaſſenen Tanz, danach alle ſich in ehrbarer Fröhlichkeit drehten. Bald aber verlangſamte er ſein Tempo, daß die rohen Geſellen abfielen und nur noch die geſitteten Paare ſich dem gemeſſenen Takte anzupaſſen wußten. Der Graf und Donate meinten ſich auf Cherubsfittichen zu wiegen, ein ſo flügelleichtes Schweben, eine ſo himmliſche Süße brachte der Geiger in die neue Tanzweiſe. Er ſtand und führte unermüdlich den Bogen, in dem langen faltigen Gewande glich er einer der geigenden Engelsgeſtalten, die man auf alten Bildern ſieht.

Immer ſchmelzender, herzbewegender wurden die Töne, durch ſeine langgezogenen Weiſen klang es wie ſehnſüchtiger Nachtigallenſchlag, und der Ritter fühlte beſeligt, wie ſein brennendes Verlangen in zarte aber unbezwingliche Sehnſucht überging, und wie die Liebe, die nur in ſeinem Blut getobt hatte, ſich jetzt ſeines Herzens und all ſeines Denkens und Wollens bemächtigte.

Wollet Ihr mein Weib ſein, allerſchönſte Jungfrau? fragte er.

Sie drückte ſtumm ſeine Fingerſpitzen, die in den ihrigen lagen. Da trat er mit ihr aus den Reihen der Tänzer, führte ſie vor ihren Vater und bat den hochbeglückten aber keineswegs erſtaunten Pächter in aller Form um ihre Hand.

Werdet Ihr ſie immer halten, wie es meiner Tochter und Eurer Gemahlin zukommt? fragte dieſer mit Würde.

Der verliebte Graf beteuerte mit ſeinem Ritterwort, daß er ſie ſtets als ſeine Gemahlin ehren werde; ſie ſolle wie ſein Augapfel behütet ſein, und kein rauhes Lüftchen werde ſie je mit ſeinem Willen berühren.

Da wurde mit Schall die Verlobung verkündigt, und der unglückliche Donatus erkannte mit zerbrochenem Herzen, daß er ſeine Schweſter zwar gerettet hatte, aber nicht ſo wie er hoffte. Er hatte der irdiſchen Liebe mit ſeiner Muſik die höchſte Weihe gegeben, ſie in himmliſche zu wandeln hatte er nicht vermocht.

Da der Ritter ſeine Weiterreiſe nicht verzögern durfte und keine Trennung von dem Gegenſtand ſeiner glühenden Sehnſucht ertrug, wurde ihm das Pächterskind unverzüglich in der Dorfkirche angetraut. Erſt beim Abſchied ſahen ſich die Zwillinge wieder, und in all ihrem Glück ward es der Neuvermählten nun doch ſchwer ums Herz, daß ſie ſich von dem Bruder trennen ſollte, der von Kindesbeinen an wie ein Stück von ihr ſelber geweſen war. Sie weinten beide und wollten ſich nicht aus den Armen laſſen, bis der Graf dazwiſchen trat um ſein junges Weib aufs Pferd zu heben. Donatus ſtand noch und ſah dem gewappneten Zuge nach, als er längſt in der Ferne verſchwunden war und auch das letzte Stäubchen ſich gelegt hatte. Die Heimat war ihm mit einem Male fremd und leer geworden und es beſchwerte ihn fürder das Licht der Sonne zu ſchauen.

Auch die Ahne konnte den Abſchied von ihrem Lieblingskinde nicht verwinden und verging nach Donates Auszug wie ein Lichtlein im letzten Glimmen. Der Zwilling ſaß mit blaſſem, immer ſchmäler werdendem Geſicht an ihrem Lager, und ſie redeten viel zuſammen, feierliche Dinge die ſie noch nie geſprochen hatten. Er vertraute ihr an, daß ihm jetzt ſeine verlorene Heimat immer deutlicher werde und daß er ſich entſinne, wegen eines Fehls verſtoßen worden zu ſein. Ein hoher ſilberweißer Mann habe ihn an der Hand

hinausgeführt und ihm geſagt: Gehorche denen die dir zu befehlen haben und ſei treu bis in den Tod, dann kannſt du wieder nach Hauſe kehren. Und nun wiſſe er, daß ſein Weg ein Bußweg ſei und daß er nur durch Abtötung ſeiner eigenen Wünſche und ſtrenge Unterwerfung unter fremden Willen wieder werden könne was er geweſen.

Die Ahne dachte ſchon nicht mehr mit irdiſchen Gedanken, darum antwortete ſie nicht, wie ſie ſonſt wohl getan hätte: Du warſt ja damals noch viel zu klein zum Sündigen. Ihre Blicke gingen in andere Welten. Sie nickte nur und ſagte:

Wohin du gehſt, vergiß deine Schweſter nicht. Dieſe Heirat iſt nicht ihr Glück, ſie wird dich noch ſehr nötig haben.

Den Pächter Andres aber ritt der Hochmutsteufel mehr denn je, ſeit er ſich Schwiegervater eines Grafen nennen durfte. Er ließ ſich koſtbare Edelmannskleider machen, auf denen ſein grober Bauernſchädel wie ein unförmlicher Kürbis ſaß, nahm eine neumodiſche Sprechweiſe an und wollte keinen Umgang mehr mit ſeinesgleichen. Da ihm jedoch das Alleinſein nicht ſchmeckte, beſchloß er zum zweitenmal zu freien, aber kein Bauernmenſch, wie er ſagte, ſondern etwas Feines, Städtiſches. Er fand auch bald ein zieres Fräulein von der Art, die man die „leichten“ nannte, das bereit war die Einkünfte

ſeines Pachthofs mit ihm zu verzehren. Nur daß er ſich ſcheute die Buntſchillernde zu der ſterbenden Ahne ins Haus zu führen, und auch vor den ſtillen Augen ſeines Sohnes war ihm bei der Sache nicht geheuer. Aber es fiel ihm ſchwer und ſetzte ihn in böſe Laune, dem ſpäten Johannistrieb Zügel anlegen zu ſollen. Da bot ihm ein fahrender Schüler, der ihn eines Tages um Zehrung anſprach, willkommene Ablenkung. Er nahm den Fremden im Hauſe auf, um ſich an der Erzählung ſeiner Abenteuer zu ergötzen und dabei mit Behagen ſeiner eigenen Vagantenzeit zu gedenken. Der Fahrende aber der ein ganz Geriebener war merkte gleich, was für ein Vogel in dieſem prächtigen Gefieder ſteckte. Er gab ſich gar fromm und demütig, wies alle die ſchmackhaften und reichlichen Biſſen die ihm vorgeſetzt wurden, dazu auch des Pächters gute Weine, ab und begehrte nichts als ein tüchtiges Stück Schwarzbrot, zu dem er ſich einen Becher Waſſer am Brunnen ſchöpfte. Um den Grund ſolcher Kaſteiung befragt, geſtand er mit vielem Seufzen und kummervollem Augenaufſchlag, daß er als junges Blut in den Hörſelberg geraten ſei und daſelbſt viele Jahre mit Frau Venus, der allerſchönſten Teufelin, in immerwährendem Schwelgen und Praſſen verbracht, auch viele verbotene Zaubereien von ihr gelernt habe. Als ihm endlich Überſättigung, Reue und Heimweh die Mittel zur Flucht eingegeben hätten, da

ſei er gleich nach Rom gepilgert um ſich dem Papſt zu Füßen zu werfen. Von dem Heiligen Vater, der, ſeitdem es ihm mit dem Stabe des Ritters Tannhäuſer ſo mißlich ergangen, ſich gegen die Gäſte des Venusberges einer ganz beſonderen Milde und Nachſicht befleißige, ſei ihm auch gleich die Abſolution erteilt worden, jedoch mit dem Gebot, fünf Jahre lang bei Waſſer und Brot zu faſten. Dieſe Zeit wäre ja nun ſeit geraumer Friſt verſtrichen, er habe aber der Buße aus freien Stücken weitere fünf Jahre zugelegt, um nicht nur das Vergangene gutzumachen, ſondern ſich auch darüber hinaus ein Verdienſt im Himmel zu erwerben. Er unterbrach ſeine Rede häufig durch Seufzer und kleine Stoßgebete, und bei der Nennung des Venusbergs bekreuzte er ſich jedesmal. Wenn er fertig war, ſenkte er ſein Haupt und ſagte mit ſingender Stimme die paar lateiniſchen Vokabeln her, die ihm aus der Schulzeit in Erinnerung waren, und wenn ihm keine einfielen, ſo erfand er ſchnell etwelche neue feierlich klingende Worte die keinen Sinn hatten, von ſeinem Wirt aber für beſonders kräftige Sprüchlein gehalten wurden.

Der Pächter Andres war abergläubiſch und zugleich mißtrauiſch wie ein richtiger Bauer. Da er des Schülers glattes Geſicht und ſein glänzend ſchwarzes Haar nicht mit ſeiner Lebensgeſchichte reimen konnte, erkundigte er ſich, wie alt ſein Gaſt denn eigentlich wäre.

Das iſt leicht ausrechnen, antwortete dieſer. Ich war ein Jüngelchen von ſiebzehn Jahren, als ich mich von der Sinnenluſt umſtricken ließ und in den Hörſelberg ging. Dort ſchwanden mir fünfzig Jahre wie ebenſoviel Tage und ich kam als derſelbe Flaumbart wieder heraus, während meine Altersgenoſſen unterdeſſen eisgraue Großväter geworden waren. Wenn ich jetzt noch die erſten fünf Bußjahre und die drei weiteren, die unterdeſſen verfloſſen ſind, dazuzähle, ſo ſchätze ich meine gelebten Jahre nach gewöhnlicher Berechnung auf fünfundſiebenzig. Weil aber die Zeit im Hörſelberg mir durch Gottes beſondere Gnade abgezogen und als nicht gelebt betrachtet iſt, ſo habe ich, wie Ihr mich hier ſeht, in Wahrheit nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre auf dem Rücken.

Schnell faltete er die Hände und murmelte eifrig: Mensae, mensarum, mensis. Habeo habes habet.

Die Erzählung leuchtete dem Andres ein, und da er nun etwas Feſtes hatte, woran er ſich halten konnte, glaubte er auch alles, was der Schüler fernerhin vorbrachte.

Den ſchönen Ring an Eurem Finger habt Ihr wohl aus dem Venusberg mitgebracht? fragte er.

Der Fahrende betrachtete mit Andacht den kunſtvollen Ring, den er einſt in Welſchland einer allzu gläubigen Wittib abgenommen hatte, und antwortete:

Nein, Herr, ich habe keins der unheiligen Kleinodien aus dem Venusberg heraufgebracht, ſolche wären ja auch

gleich am Sonnenlichte zergangen. Dieſen Ring gab mir Unwürdigem unſer allergnädigſter Herr und Kaiſer ſelbſt, als ich in Mailand die große Gnade hatte, ihm meine krauſe Lebensgeſchichte zu erzählen. Der Ring aber war die Belohnung für einen wichtigen Dienſt, den ich ihm kraft der im Venusberge erlernten Magie — gelobet ſei unſer Herr Jeſus Chriſt! unterbrach er ſich und ſchlug ein Kreuz — erweiſen konnte. Ansas paransas. Babula Babulorum.

Die Magie des Gaſtes begann nun gewaltig im Hirn des Pächters zu rumoren, und er hätte ihm gerne etwelche Zauberformeln zur Erlangung von Geld und Anſehen abgefragt, allein der Schüler verriet nichts weiter und ſagte nur, Magie ſei eine ſchwere Sache und ihre Ausübung nur für höhere Zwecke, nicht für eigenen Vorteil erlaubt. Und wieder ſchloß er ſeinen Satz mit ſonderbaren, feierlich klingenden Worten, ſo daß der andere vor des Gaſtes Gelahrtheit und Frömmigkeit allmählich ganz verzagt wurde.

Aber in ſeiner Seele erwachte jetzt der brennende Wunſch, ſeinen Sohn derſelben Wiſſenſchaften und Künſte teilhaft zu ſehen, und er dachte ſich den Knaben ſchon als kaiſerlichen Rat im ſchwarzſamtenen Talar mit einem güldenen Kettlein auf der Bruſt. Er meinte, wenn er nur den Schüler überreden könnte, Donatus mit ſich zu nehmen und zu unterrichten, ſo hätte er ſeinem Sohne

den Weg zu den höchſten Ehren eröffnet. Er ſelber aber könnte ſich ungeſtört des neuen Glücks erfreuen.

Der Gaſt hatte ſeit ſeinem Eintritt ins Haus nichts anderes im Auge gehabt, als wie er des Donatus habhaft werden könne, von deſſen wunderſamem Geigenſpiel er ſich großen Gewinn verſprach. Er nannte ſich einen „Beanus", das bedeutet einen älteren fahrenden Schüler, der die jüngeren Schüler zu unterrichten und für den Beſuch der Hohen Schule vorzubereiten hatte. In Wirklichkeit war er einer von den landſtreichenden falſchen Klerikern, die, ſelbſt zu früh der Schule entlaufen, auf den Fang von jungen Knaben ausgingen, anſcheinend um ſie zu Schülern auszubilden, tatſächlich um ſie zum Betteln, wenn nicht zu Schlimmerem, zu verwenden und ſich durch ſie verhalten zu laſſen. Als er ſein Ziel ſo unerwartet nahegerückt ſah, ſtellte ſich der Schalk bedenklich, ſprach von der großen Verantwortung, die man vor Gott und Menſchen trage, wenn man ſich zum Führer und Erzieher einer jungen Menſchenſeele mache, durch welche Gewiſſenhaftigkeit er den Pächter nur noch mehr überzeugte, vor die rechte Schmiede gekommen zu ſein.

Sie wurden am Ende einig, der Pächter zahlte dem Fahrenden zu deſſen ſtillem Frohlocken das Lehr- und Zehrgeld für zwei Jahre im voraus, und jener übernahm es dagegen, den Knaben in allem, was er ſelber

wiſſe, treulich zu unterrichten und ihn auf die Hohe Schule nach Wien zu bringen, daß er daſelbſt den Magiſter- und ſpäter den Doktorgrad erlange. Der Pächter ließ dagegen ſeinen Sohn in die Hand geloben, dem Beanus in allen Dingen zu gehorchen, als ob er ſein Vater wäre, auch wenn er Dinge ſähe, die er nicht verſtände, ſich mit keinem Worte zu beſchweren noch aufzulehnen, denn dieſe Bedingung hatte der Beanus geſtellt.

Und eines Morgens zog Donatus an der Seite des Fahrenden aus, ſeine Geige wohl eingehüllt im Arm, ſein kleines Bündel auf den Rücken geſchnürt und die gleichfalls leichte Habe des Beanus, die ihm dieſer aufgeladen hatte, in der Rechten tragend. Der guten Ahne hatte er zuvor die Augen zugedrückt.

Solange man ſich noch in der Nähe von Diſenſaß befand, hielt der falſche Beanus ſich ernſt und ehrbar, je mehr aber die Entfernung wuchs, deſto weniger Zwang legte er ſich auf, und als ſie die ſchöne Stadt Graz erreichten, da hielt es das Geld des Pächters im Beutel des Fahrenden nicht länger aus. Er ſpürte ordentlich, wie es in ſeiner Taſche hüpfte um wieder heraus und unter die Leute zu kommen, beſchloß alſo ihm ſeinen Willen zu tun und ließ ſich mit ſeinem jugendlichen Begleiter im Gaſthaus zum „Goldenen Engel" nieder um nach der ausgeſtandenen Kaſteiung ſeinen Leib zu pflegen. Für Donatus ſorgte er nur ſoweit, als er ihn in der

Kammer eingeſchloſſen hielt und ihm eine kärgliche Koſt reichen ließ. Der aber fragte wenig nach leiblicher Nahrung, er holte die Geige hervor und ließ ſie leiſe, leiſe von ſeiner goldlockigen Schweſter erzählen, daß immer der eine oder der andere von den Gäſten des Hauſes verzückt am Schlüſſelloch ſtand um hineinzuhorchen, und in der ganzen Stadt ging die Rede, im „Goldenen Engel" ſei ein wirklicher Engel abgeſtiegen.

Der Fahrende aber konnte es in der Herberge nicht lange treiben. Das Gold das er ſpringen ließ zog ihm Geſellen zu die ihn zum Würfelſpiel verleiteten und darunter befand ſich einer von ſeiner eigenen Gilde, der ihm in Künſten überlegen war und ſich bald im Beſitz des für Donatus empfangenen Zehrgeldes befand. Als der betrogene Betrüger nichts mehr hatte, ſah er ſich ſamt ſeinem ſchönen Schützling vor die Tür geſetzt. Für dieſen begann jetzt eine Zeit des tiefſten Elends. Der Gaukler ſchleppte ihn kreuz und quer durchs Land und zwang ihn, vor den Türen der Städter wie in den Dorfſchenken und Bauerngehöften mit der Geige um Speiſe und Trank zu betteln. Die Spenden die er erhielt nahm ihm unverzüglich ſein gaunerſcher Beſchützer ab, der ihm von allem nur den Abfall überließ. Mit Bedacht entfernte ſich der falſche Beanus immer weiter von der Heimat ſeines Zöglings, damit dieſer keine Gelegenheit fände, ſeinem Vater Botſchaft zu

ſenden. Ebenſo trug er Sorge, ſich von den Grenzen des Strieteckers ferne zu halten. Er glaubte zwar nicht, daß die Pächterstochter Gräfin von Strieteck geworden ſei, wie ihr Vater ihm ruhmredig erzählt hatte, wohl aber, daß die ſchmucke Dirn von dem Grafen als ſein Liebchen hinweggeführt worden ſei, und dies ſchien ihm Grund genug zur Vorſicht. Er hütete ſein Opfer wie eine Henne ihr Küchlein und kündigte ihm hundertmal unter den gräßlichſten Schwüren an, daß er ihm beim erſten Fluchtverſuch alle Knochen zermalmen wolle. Dieſer Drohungen bedurfte es gar nicht, denn Donatus hätte ſich geſcheut ſein Gelöbnis zu brechen, wäre auch unter dem Habit des Fahrenden ein Pferdefuß zum Vorſchein gekommen. Die mich auf dieſen Bußweg geſandt haben, ſagte er ſich, werden auch wiſſen, wann es an der Zeit iſt meine Leiden zu endigen. Nur von ſeinem Schweſterlein ſprach er fortan nicht mehr mit der Geige, denn er ſchämte ſich in ſeiner Entwürdigung an die ſchöne Jugendzeit zurückzudenken.

Dem Fahrenden lag aber die Gaukelei dermaßen im Blute, daß er es bald ſatt hatte, dem frommen Geigenſpiel ſeines Opfers allein den Unterhalt zu verdanken. Sobald irgendwo ein Jahrmarkt abgehalten wurde, zog er ſchleunigſt mit Donatus hin, kündigte ſich mit großem Trara als Zauberkünſtler an, verkaufte das Lebenselixir und den Stein der Weiſen und verſprach den unwiſſenden

Landleuten für ſie die Zukunft zu erforſchen oder geſtohlene Gegenſtände wieder ausfindig zu machen. Wenn er einen Gimpel fand der ihm glaubte, ſo zeichnete er mit Kohle einen magiſchen Kreis auf den Boden, ſtellte ſich mitten hinein, fuhr mit den Armen durch die Luft und ſprach mit unſichtbaren Geiſtern in einer unverſtändlichen Sprache. Der unglückliche Donatus mußte daneben ſtehen und das ſchnöde Gaukelwerk mit der echten Wunderkraft ſeines Spiels begleiten. Der Jüngling hatte, ſeit er mit dem Beanus umherzog, den Mund nicht mehr zum Sprechen geöffnet, was jenem ſehr erwünſcht war, denn er gab ihn für einen Stummen aus und hielt ihn dadurch von jeder Berührung fern. Der Gequälte ſtand mit geneigten Schultern und geſchloſſenen Augen, die Wange ſo feſt an ſeine Fiedel gepreßt, als möchte er ſich vor Scham in ihrem Gehäuſe verkriechen, und ſandte ſeine ſchmerzvolle, zitternde Klage zum Himmel, die allen Hörern das Herz ergriff, daß ſie nur um ſo williger in das Netz des Betrügers liefen. Dieſer gab dann mit dreiſter Stirn ſeine Sprüche von ſich, als hätte er ſie eben aus Geiſtermund empfangen, richtete ſich aber vorſichtigerweiſe ſo ein, daß die Lügen erſt entdeckt werden konnten, wenn er mit dem Gelde der Gefoppten ſchon auf anderem Boden war.

So trieb er's wohl ein halbes Jahr und länger, und die Kunde von dem Zauberkünſtler und ſeinem himmel-

ſchönen geigenſpielenden Begleiter flog über alle Lande. Sie flog auch auf die Burg Strieteck, wo der kurze Glückstraum des Pächterkindes ſchon zu Ende geträumt war. Die ſchöne Gräfin von Strieteck ging zwar noch in Gold und Perlen, aber das Herz ihres Gemahls war ihr bereits entglitten. Noch in der Zeit des erſten Wonnetaumels, ja ſchon auf der Reiſe ſelbſt, ſtieß den Grafen zuweilen ein plötzliches Beſinnen an, wie es denn eigentlich bei ſeiner raſchen Heirat zugegangen ſei, denn er wußte ja recht wohl, daß er noch im Augenblick, wo er mit Donate in den Reigen trat, nicht daran gedacht hatte eine unebenbürtige Gemahlin nach Hauſe zu bringen. Er wußte auch, daß die Wandlung erſt in ihm ſtattgefunden hatte, als ihr Bruder mit ſeiner Geige auf den Plan trat. Und oft verſank er in Grübeln, was wohl in dieſer Geige für ein Zauber geſteckt habe. Doch drängte damals noch das Liebesfieber ſolche Grillen raſch wieder zurück. Er ſah ja wohl, daß er ſich ſeiner jungen Gattin nicht zu ſchämen hatte. Das Geſinde ſtaunte ihre Schönheit an, als käme ſie aus einer anderen Welt. Die Gäſte, mit denen er ſich zu umgeben liebte, huldigten alle der ſchönen Schloßherrin, die Männer in aufrichtiger Bewunderung, die Frauen mit lauter Schmeichelei und mit heimlichem Neide. Wer ſich am eifrigſten um Donates Freundſchaft bewarb, das war Sindgund, jenes Mühmchen, das ihm einſt als Braut

zugedacht war, und den Grafen rührte ein ſo großer Beweis von Anhänglichkeit und ſelbſtloſer Güte. Ihre Mutter aber, die verwitwete Marſchallin, die lange an dem Heiratsplan gearbeitet hatte, gab ihr Spiel auch jetzt nicht verloren. Sie lobte und pries dem jungen Ehemann ſeine Wahl aufs überſchwenglichſte, bis ſie ihn von ihrer neidloſen Freundſchaft für ſeine Gattin vollauf überzeugt hatte. Dann begann ſie leiſe zu ſchwenken und in ihr Lob einen Ausdruck von nachſichtiger Duldung zu miſchen. Zwar bedurfte die junge Frau einer ſolchen nicht, denn ſie bewegte ſich mit dem Anſtand einer geborenen Gräfin, hatte auch bald gelernt ihr Rößlein mit Anmut zu regieren und den Falken zierlich ſteigen zu laſſen, und gar im Geſang und Saitenſpiel, das ſie von ihrem Bruder gelernt hatte, kam ihr keine gleich. Aber die wohlberechneten Worte der Marſchallin ließen doch einen Stachel in des Grafen Seele. Er beobachtete nun ſeine Gattin, ob ſie nichts tue oder ſage, was an ihre Herkunft erinnern könnte, und darüber wurde ſie unſicher und ließ ſich wirklich zuweilen einen Mißgriff zuſchulden kommen. Dies warf er ihr dann mit einer Schärfe vor, in der bald wenig mehr von der erſten Liebesentzückung zu ſpüren war. Und kein Kind wollte kommen, den übereilten Bund feſter zu knüpfen.

Die Marſchallin hatte dem Vertrauenden längſt ſchon in wohlwollender Weiſe die näheren Umſtände ſeiner

Heirat abgefragt. Was er von des Zwillingsbruders wunderbarem Geigenſpiel und von der Liebe der beiden Geſchwiſter erzählte, ſchien ſie beſonders gerne zu hören, denn ſie kam immer aufs neue und mit einem eigentümlichen Nachdruck darauf zurück, der dem Grafen zu denken gab. So brachte das ränkevolle Weib den gewaltſamen aber unbeſtändigen Mann ganz leiſe und allmählich in ihre Gewalt und zwang, ohne daß es den Anſchein hatte, ſeine Gedanken in die Richtung, die ſie ihnen geben wollte. Die Vorzüge Sindgunds, deren Beſitz er verſcherzt hatte, traten nun in ſeinen Augen immer leuchtender hervor, während ſeine Gemahlin ihm nichts mehr recht machen konnte. Auch ihr Hang ſich zu ſchmücken, der ihm anfangs wohl gefiel, ſchien ihm jetzt ein Merkmal ihrer niederen Herkunft zu ſein, denn er erinnerte ihn an die Prunk- und Prahlſucht ihres bäuerlichen Vaters.

Immer ſtärker regte ſich in ihm der Verdacht, daß er einem verſteckten Zauberwerk erlegen ſei, das mit ihres Bruders Geigenſpiel zuſammenhänge. Wenn er auch noch ſolche Stimmen in ſeinem Innern zu unterdrücken ſuchte, ſo ſammelte ſich doch ein ſtummer Groll gegen die unglückliche Frau in ſeinem Herzen an. Und gerade um dieſe Zeit geſchah es, daß durch Gäſte die Kunde von dem Gaukler, der in Geſellſchaft eines ſchönen Geigenſpielers umherziehe und das Landvolk betrüge,

nach Strieteck gebracht wurde. Donate hörte ganz entgeiſtert zu, denn ſie erkannte an der Schilderung augenblicklich ihren Bruder, wenn ſie ſich auch im entfernteſten nicht vorſtellen konnte, wie er in eine ſolche Geſellſchaft kam. Aber auch der Graf zweifelte keinen Augenblick, wer der Geigenſpieler ſei, ſo unzweideutig waren die angegebenen Zeichen. Er warf ſeiner Gemahlin einen Blick zu, von dem alle Farbe aus ihren Wangen wich, daß ſie fortan marmorweiß blieben.

Am Abend, als ſie allein waren, fragte er die ganz zu Eis Gewordene hart und höhniſch:

Nun bekennt mir einmal, ſchöne Frau, was es mit dieſem Bruder für eine Bewandtnis hat, und durch welche Macht Ihr Gräfin von Strieteck geworden ſeid.

Donate warf ſich zu ſeinen Füßen und ſchwor bei dem Teuerſten, was ſie habe, bei ſeinem eigenen Haupt, daß ſie von Zauberei nichts wiſſe, und daß auch ihr Bruder unſchuldig ſei, wenn ſeine Muſik den Menſchen zu Herzen gehe, er habe das von klein auf an ſich gehabt. Wie er aber in die unſelige Geſellſchaft geraten ſei, wiſſe ſie nicht, da ſie ſeit ihrer Trennung nichts mehr von ihm gehört habe. Etwas Schlechtes könne ſie auch jetzt nicht von ihm glauben, wie ſehr der Schein gegen ihn ſpreche.

Der Graf wandte ſich finſter ab, ohne ſie vom Boden zu erheben. Und noch in derſelben Nacht zog ein Ab-

geſandter von ihm hinaus um die Spur des Fahrenden und ſeines ſeltſamen Begleiters zu finden und ſie auf Strieteckſches Gebiet zu locken. Da wollte der Graf den Geiger unerachtet der Schwägerſchaft feſtnehmen um ihn öffentlich ſeiner Gemahlin gegenüberzuſtellen und es dann dem Gottesgericht überlaſſen, ob ein höherer Arm ihn, ohne daß er ſeine Eide zu brechen brauchte, von der läſtig gewordenen Eheſeſſel befreie.

Als aber der Vertraute des Grafen die Spur des Beanus fand, hatte die Laufbahn des Gauklers ſoeben ein jähes Ende gefunden. Er war auf ſeinen Kreuz- und Querzügen am Ende in die ſtolze Reichsſtadt Augsburg gekommen und hatte ſeinen Gefährten bei einem der reichſten Kaufherrn ſpielen laſſen. Da war die jungvermählte Hausfrau ſo von des Jünglings Spiel bewegt worden, daß ſie in Tränen ſchmolz und die Blicke nicht von dem ſtummen Geiger wenden konnte. Als er geendet hatte, trat ſie aus dem Kreis der Frauen heraus und reichte ihm mit eigener Hand einen Labetrunk. Dieſen Augenblick benutzte der Gaukler um mit behendem Griff ein koſtbares Geſchmeide, das zu den Erbkleinodien des Hauſes gehörte, von ihrem Halſe zu löſen. Das Verſchwinden des Kleinods wurde jedoch bemerkt, noch ehe die zwei Fahrenden das Haus verließen. Man begann zu ſuchen, und alle Anweſenden ſchüttelten ihre Kleider aus, kehrten auch freiwillig die Taſchen um.

Nun wußte ſich der Dieb nicht mehr anders zu helfen, als indem er das Juwel in die Taſche des nichts ahnenden Donatus ſchob, der wie immer ſtill und in ſich gekehrt daſtand. Als der Schmuck aus ſeinem Gewande hervorgeholt wurde, ſchlug die Neuvermählte vor Scham und Jammer die Hände vors Geſicht und verließ den Saal. Den Kaufherrn aber hatte zuvor ſchon das Wohlgefallen ſeiner Gemahlin an dem fremden Jüngling und jetzt noch mehr ihre Erſchütterung beim Anblick ſeiner Schmach ſo erbittert, daß er dieſen unverzüglich dem Gericht überantwortete, ohwohl alle Gäſte, von der ruhigen Würde ſeiner Haltung betroffen, für ihn baten. Auch die Richter fühlten Mitleid, da er aber weder durch Wort noch Zeichen ſeine Unſchuld beteuerte, ſondern alles unbewegt über ſich ergehen ließ, ſprach ihn das Geſetz als überführten Dieb des Todes durch den Strick ſchuldig.

Der Beanus ſollte als der Mitſchuld verdächtig und wegen anderer Gaunerſtreiche geſtäupt, an den Pranger geſtellt und dann der Stadt für immer verwieſen werden. Donatus zeigte ein freudiges Geſicht bei der Verurteilung, denn er ſehnte ſich recht von Herzen zu ſterben um endlich von dem Elend ſeiner Knechtſchaft erlöſt zu ſein. Er betete nur Tag und Nacht, daß ſeine Unſchuld ſich nach ſeinem Tode erweiſen und die Schmach des Diebſtahls von ihm genommen werden möchte.

Am Tag, da der Wahrſpruch vollzogen werden ſollte, lagerte eine drückende Schwüle über der Stadt, die männiglich den Atem beklemmte. Gleichwohl war die ganze Bürgerſchaft auf den Beinen, denn alle hatten von der wunderſamen Schönheit des ſtummen Geigenſpielers gehört und wollten ihn auf ſeinem letzten Gange ſehen, und wo er vorüberkam, wurden Rufe des Bedauerns laut. Er aber ſchritt vor ſich hin ohne umzuſehen, als ginge ihn die Erde ſchon nichts mehr an. Auf dem Richtplatz gab es die Gottesmutter dem Anwalt des Donatus ins Herz, noch eine Bitte für ihn an die anweſenden Magiſtratsperſonen zu richten. Die Sitte geſtatte dem Verurteilten, ſagte er, vor ſeinem Ende noch ein Wörtlein zu ſprechen, ſein Klient aber ſei ſtumm und könne nur durch die Töne ſeines Inſtruments reden, man möge ihm alſo die Geige zurückgeben, damit er noch einmal darauf ſpiele. Die Bitte wurde gewährt und die Geige kam zur Stelle. Mit ſtummem Dank empfing ſie der Jüngling und drückte ſie ans Herz. Dann legte er ſie unverzüglich an die Wange und begann ein Ade der ſchönen, falſchen Welt zu ſpielen. Die holdeſten Blumen der Erde blühten in ſeinen Tönen auf und kriſtallne Quellen ſprudelten darin, dazwiſchendurch aber ſchluchzte alle Bitternis des Menſchenleids. Dann hielt er mit einer jähen Diſſonanz inne und begann danach aufs neue. Jetzt war man hoch über der Erde

in einem ſeligen Raum, wo andere, tauſendmal ſchönere Blumen ſtanden und wo befreite Geiſter ſich in ſeligem Reigen ineinander ſchlangen. Die Gnade im Sternengewand ſchwebte mitten inne, und das ſehnſuchtsvolle Gebet ſchmiegte ſich beſchwichtigt zu ihren Füßen. Als er geendet hatte, küßte er die Geige, legte ſie ſachte zu Boden und den Bogen darauf. Dann trat er zu dem Nachrichter um ihm den ſchönen ſchlanken Hals darzubieten.

Dem aber zitterten die Hände, und alle Glieder waren ihm eiskalt und wie gelähmt. Ebenſo ging es den Knechten, daß keiner imſtande geweſen wäre ſich zu rühren. Alles Volk ſtand mit verhaltenem Atem und Stille legte ſich über den Raum.

Nur der Beanus, der gefeſſelt zugegen war, denn das Urteil ſollte an beiden zugleich vollſtreckt werden, ſchrie in ſeinen Stricken: Henket ihn, henket ihn auf der Stelle! Sonſt geigt er euch das Herz aus dem Leib und euer Gold in ſeine Taſche. In dem Schüler wohnt der Böſe. Wie oft hab' ich ihn geſtraft und vermahnt, es wollte nichts fruchten. Er iſt mir nachgefolgt zu meiner Seele Schaden, wohin ich ging, und alles, was ich gefehlt habe, geſchah durch den Zwang ſeiner Teufelsgeige.

Indeſſen raunte es ſchon lauter und lauter im Volk: Der Gaukler lügt, er iſt ſelber der Dieb und will ſich durch den Tod des ſtummen Knaben retten. Seht ihr

die ſchweren Wolken, die ſich am Himmel ſammeln? Dort oben bereitet ſich Gottes Gericht.

Doch der Frevler ſah Gottes Gericht fern und den Galgen nahe, darum ſchrie er:

Ich lüge nicht, ſo wahr Gott mir helfe! Wenn ich lüge, ſo möge das Feuer vom Himmel fallen und mich verzehren!

Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo barſt die Himmelsdecke, und mit ſchmetterndem Krachen fuhr ein Wetterſtrahl nieder der alle betäubte. Als ſie wieder zu ſich kamen, lag der Fahrende tot zu Boden geſtreckt mit ſchwarzem, unkenntlichem Geſicht und zerbrochenen Gliedern. Nach dieſem Gottesurteil bedurfte es keines weiteren Beweiſes für Donatus' Unſchuld, an die männiglich mit Freuden glaubte. Man wollte ihn mit Ehren in die Stadt zurückführen um ihn als Gaſt zu pflegen, aber er öffnete zu aller Erſtaunen den Mund und ſagte:

Ich war niemals ſtumm, ihr Herren, ich hatte nur meinem Nährvater und Erzieher, dem ich Gehorſam ſchulde, das Gelöbnis getan, mit dieſem Böſewicht, der ſich einen Beanus nannte, der aber nichts war als ein Betrüger und Landſtreicher, zu ziehen wohin er mich führe und nie ein Wort wider ihn zu reden. Das konnte ich nur halten, indem ich niemals den Mund öffnete. Nun der Himmel ſelber geſprochen hat, iſt auch von meiner Zunge das Band genommen. Der über mich

geſetzt war, liegt tot, und ich habe meine Freiheit wieder. So entlaßt mich nun, ihr Herren, denn wenn ich nach des Himmels Willen leben ſoll, ſo iſt es, daß er mir noch ein Werk zu vollbringen auferlegt.

Damit verabſchiedete er ſich und wanderte zur Stadt hinaus, indem er nichts mitnahm als ſeine Geige, die ihm überall Zehrung verſchaffte.

... Um jene Zeit ließ der Graf von Strieteck eine Jagd anſagen, zu der die vornehme Nachbarſchaft geladen wurde. Er beſtimmte, daß das feingeſchulte Leibrößlein Donates, ſein erſtes Geſchenk an ſie und ihr darum doppelt wert, von Sindgund geritten werde; ſeiner Gemahlin befahl er aber der Jagd ferne zu bleiben und ſich vor den Gäſten mit einer Unpäßlichkeit zu entſchuldigen. Dieſe Kränkung hatte er ſich eigens ausgedacht, um ſeinen Unmut, daß er des Donatus nicht habhaft werden konnte, an ihr zu kühlen.

Als die Armſte im Morgendämmern in ihrer einſamen Kemenate die fröhlichen Hornſignale vernahm und das Scharren ihres Rößleins, das ſtatt ihrer die eindringende Nebenbuhlerin tragen ſollte, da meinte ſie, daß es Bittreres nun nicht mehr für ſie geben könne, und ſie wünſchte ſich von Herzen den Tod. Es litt ſie nicht in der öden Stille, die auf den lärmenden Auszug folgte. Leiſe ſchlich ſie ſich aus dem Schloß um den Spuren der Pferdehufe im Walde nachzugehen, wo ſie leicht den Tritt ihres

zierlichen Tieres herausfand und in der daneben laufenden Spur das Jagdpferd des Grafen zu erkennen glaubte. Dann wandte ſie ſich einem Fußweg zu, der fernab vom Getöſe des Jagdgrunds zuerſt mit ſanfter, dann mit ſteilerer Steigung nach dem einſamen Wallfahrtskirchlein Maria Troſt führte.

In der Waldſtille bei Vogelſtimmen und huſchenden Eichkätzchen wurde ihr leichter, die Krallen, die ihr das Herz zerfleiſcht hatten, ließen ab von ihr. Sie ging dem Lauf eines wohlbekannten Bächleins entgegen, das hoch oben im Bergwald aus einer tiefen Schlucht hervorbrauſte, um dann mit ſanfterem Gefäll talabwärts zu rinnen. Dieſen Weg war ſie oft in den Tagen ihres Glücks mit dem Grafen gegangen, der ſich damals nichts Lieberes wußte als im ſchattigen Waldesſchweigen mit ihr ganz allein zu ſein. Bis zu dem kleinen Gotteshaus waren ſie niemals geſtiegen, jetzt aber meinte ſie dort oder nirgends den Troſt finden zu können, den der Name des Kirchleins verhieß. Nach mehrſtündigem Steigen über Geröll und Raſen hörte ſie aus der Ferne ein ſeltſames Klingen, das ſich zuerſt kaum von dem leiſen Blätterrauſchen des Waldes unterſchied, aber beim Weitergehen vernehmlicher ward und ſie mit unwiderſtehlichem Zwang zu ſich heranzog. Sie verſank in Gedanken an ihre glückſelige Kinderzeit, vergaß die werdende Stunde und den ſteinigen Pfad und ſtieg und ſtieg. —

Die Marſchallin, die ihrer höheren Jahre wegen gleichfalls von der Jagd zurückgeblieben war, hatte das Weggehen der Gräfin wohl bemerkt und einen raſchen Plan darauf gebaut. Sie war ſich klar darüber, daß der Graf zwar nie zu einer geheimen Beſeitigung ſeiner Gemahlin die Hand reichen, daß er ſich aber auch nicht als untröſtlicher Witwer erweiſen würde, wenn eine fremde Hand ſie ihm ohne ſein Wiſſen hinwegnähme. Daher beſchloß ſie zu handeln, bevor in der Seele des Wankelmütigen ein Umſchlag einträte, der ihn in die Arme Donates zurückführen konnte. Sie beſaß einen Knecht, dem ſie einmal das durch einen Frevel verwirkte Leben gerettet hatte und der ihr ſeitdem blindlings anhing. Dieſem befahl ſie jetzt der jungen Gräfin heimlich nachzugehen, ſie zu töten und ihr den Perlenſchmuck, den ſie ſtets am Halſe trug, zu entwenden, damit es den Anſchein habe, als ſei die Tat des Raubes wegen geſchehen. Denn ſelbſt in ihrem Herzweh konnte es Donate nicht laſſen, ſich zu ſchmücken und ſchön zu machen. Der Knecht, dem dieſer Auftrag zuwider war, nahm, um Mut zu faſſen, einen Spießgeſellen mit, auf den er vertrauen konnte. Und die beiden Strolche ſtiegen der Gräfin nach.

Je näher Donate dem Urſprung der Töne kam, deſto mächtiger ſprachen ſie zu ihrem Herzen. Sie hatte längſt erkannt, daß es eine Geige war, was da oben in der tiefen Einſamkeit ſang. Als auf einer Tannenlichtung

das Kirchlein in Sicht kam und ihr von dorther die Töne unbehindert entgegendrangen, preßte ſie in freudigem Schreck beide Hände an den Buſen, denn ſolche herzensbange Klage und ahnungsvolle Erlöſung wohnte in keiner anderen Geige als in der ihres Zwillingsbruders. Im Flug eilte ſie die Höhe vollends hinan und ſtieß die Tür des Kirchleins auf.

Vor dem Altar ſtand, mit dem Rücken gegen den Eingang gekehrt, eine lange, ſehr ſchmale Geſtalt in dunklem Gewand, barhäuptig, den von goldgelbem Lockengeringel umwallten Kopf zu der thronenden Gottesmutter emporgerichtet, und ſtrich in tiefer Andacht die Saiten. Sie rief: Donatus! Er wandte ſich um, und ſie ſah in ein Geſicht ſo abgezehrt und marmorblaß wie das ihre. Die Geſchwiſter flogen aufeinander zu, legten ſich gegenſeitig die Arme um den Hals, lehnten die Stirnen gegeneinander und weinten beide. Nun ſchien es Donate, als wäre ihr ganzes Leben zwiſchen dem letzten heiligen Kuß ihres Bruders und dieſem Wiederfinden nur ein wilder, unheiliger, verworrener Traum geweſen.

Auf der unterſten Stufe des Altares ſitzend, erzählte ihr Donatus, was vor ſeinem Wegzug zu Hauſe geſchehen war, den Tod der Ahne und des Vaters Gedanken an eine zweite Ehe. Was er ſelber erlitten hatte, erzählte er nicht, und auch Donate ſagte ihm kein Wort von ihrem Elend, deſſen Spuren er doch auf ihrem Geſichte

las, denn ſie ſchämte ſich und wollte auch die Stunde des Glücks nicht durch häßliche Erinnerungen trüben.

Plötzlich ſtutzte Donatus, denn er hatte vor der Tür ein verdächtiges Geräuſch vernommen. Da ſein Gehör viel feiner war, als es ſonſt menſchlichen Ohren gegeben iſt, vernahm er auch das Gewiſper der beiden Spießgeſellen:

Sie betet in der Kapellen. — Müſſen zuwarten, bis ſie außi kimmt, das Gotteshaus darf nit mit Blut verſchandelt werden, das könnt' uns teuer zu ſtehen kommen.

Donates Ohren aber hörten nichts von dem Geſpräch, ſie vernahm nur das gleichmäßige Brauſen des Waſſerfalls, der ſich weiter oben in die Schlucht ſtürzte.

Jetzt wußte Donatus, was ihn ſo mächtig gezogen hatte, daß er ſeit ſeiner Befreiung Tag und Nacht gewandert war, um gerade zu dieſer Stunde an dieſen ihm fremden Ort zu gelangen. Und er rief in ſtummem Gebet die Gottesmutter an, daß, nachdem ſie ihn von ſchimpflichem Tode befreit, ſie ihm nun auch beiſtehe ſeine Schweſter zu retten.

Du ſiehſt es ja, Barmherzige, flehte er ohne Worte, daß ich allein bin gegen die Zwei und keine Waffen habe als meinen Fiedelbogen. Die aber draußen lauern, ſind zwei baumſtarke Strolche, mit ſcharfen Klingen bewaffnet. Wenn du nicht hilfſt, ſo iſt mein Schweſterlein verloren.

Doch ehe er noch sein Gebet vollendete, hatte ihm die Gottesmutter schon ins Herz gegeben, was er tun sollte.

Schwesterlein, sagte er, wir haben uns so unerwartet wieder gefunden, nun tu mir eine Liebe, aber frage mich nicht um den Grund. Gib mir die Perlenschnur die du um den Hals trägst und die Samtschaube. Du selber nimm meinen Mantel und Hut und warte hier in der Kapelle, bis ich zurückkomme.

Denn er gedachte seine Not ganz still zu erleiden, damit seine Schwester nichts vernehme und seiner Rückkehr harrend in dem schützenden Gotteshaus bleibe, bis man sie etwa vom Schlosse aus suchen werde. Er machte das Zeichen des Kreuzes über sie und sich, empfahl die Schwester in den Schutz der allergnädigsten Jungfrau, sich selber aber in die Hände des barmherzigen Gottes.

Kaum daß er ein paar Schritte außerhalb der Kapelle war, so traten die zwei Schächer hinter den Bäumen hervor und rissen ihm die Perlenkette vom Hals. Er gab keinen Laut von sich und hielt nur die Schaube fest über der Brust zusammen, daß sie den Irrtum nicht entdeckten. Die beiden Missetäter sahen sich zweifelnd an, sie wagten eine so engelgleiche Schönheit nicht mit Waffen zu verletzen, und da sie doch ihr Amt verrichten wollten, ergriffen sie die vermeintliche Gräfin, schleiften die zarte Gestalt, die keinen Widerstand leistete, nach dem Rande der schaurigen Schlucht und stießen sie hinunter.

In dieſem letzten Augenblick ſeines Erdenlebens ging mit dem Jüngling eine ſeltſame Wandlung vor: ein Schleier zerriß vor ſeiner Stirn, daß er endlich ſich ſelbſt erkannte und ihm wieder klar bewußt wurde, woher er gekommen war und was er auf Erden geſollt hatte. Sein Leib löſte ſich in Äther, und während er noch an den Felſen zu zerſchellen meinte, ſchwebte er ſchon frei über dem Abgrund, denn ein Schwingenpaar hatte ſich aus der Umpuppung losgewunden. Der blaue Himmelsſaal war aufgetan, er hörte die Seinen rufen. — —

Als der Graf mit Gäſten und Jagdgefolge ſpät zurückkehrte, berauſcht von der neuen Liebe und vom Blutgeruch der erlegten Beute, erfuhr er, daß die Gräfin ſchon ſeit den Frühſtunden aus dem Schloß verſchwunden ſei. Sein Kummer war klein bei dieſer Nachricht, denn er ahnte irgendwie das Walten einer hilfreichen Hand. Doch mußte er ſich vor Gäſten und Geſinde den Anſchein der Beſtürzung geben und ging ſelbſt mit Knechten und Fackeln in den Wald, während im Schloß jeder Winkel durchſucht wurde. Natürlich fand ſich von der Gräfin keine Spur. Des anderen Tags erfuhr man, ein Köhler habe ſie den Weg nach der Bergkapelle einſchlagen ſehen, und unverzüglich wurde dorthin aufgebrochen. Die Marſchallin beteiligte ſich eifrigſt an den Nachforſchungen. Im ſtillen war ſie ihrer Sache ſicher, denn der Knecht hatte die Nachricht zurückgebracht, die

Gräfin Donate liege in einer tiefen, unzugänglichen, mit Waſſer gefüllten Schlucht, wo ſie ſelbſt das Auge Gottes nicht mehr entdecken werde.

Als der Graf das Waldkirchlein betrat, lag ſeine Gemahlin, von einem ſchwarzen kuttenartigen Gewand umhüllt, zu Füßen des Marienbildes in tiefem Schlaf, der ſie gleich nach ihres Bruders Weggang befallen und inzwiſchen Tag und Nacht fortgedauert hatte.

Ihr erſtes Wort beim Erwachen war: Donatus! Hieraus erkannte der Graf, daß die Geſchwiſter, die er durch Berg und Tal getrennt glaubte, hier oben ohne ſein Wiſſen zuſammengekommen waren, und ſein Groll, der beim Anblick der blaſſen, ſchlummernden Frau ſchon einem milderen Gefühl Platz machen wollte, entbrannte aufs neue. Er fragte barſch, weshalb ſie ſeinem Verbot entgegen das Haus verlaſſen habe. Sie ſchwieg, aber ihre Augen, die ängſtlich umher nach dem Bruder ſuchten, verrieten ihm, daß auch in ihrem Herzen mit einem Male die eheliche Liebe erloſchen und ſelbſt der Schmerz um die erlittene Kränkung zurückgetreten war vor dem übermächtigen Verlangen nach dem Zwillingsbruder. Nun meinte er dem Eheband keinen Reſt von Rückſicht mehr ſchuldig zu ſein. Er ließ mit böſen Gedanken im Herzen die Diener auf Donatus fahnden, den er beſtimmt in der Nähe glaubte, weil die Köhlersleute, die den Gang der Gräfin beobachtet hatten, eine ungewohnte Muſik

von dem Waldkirchlein her vernommen haben wollten. Donate wurde aufs Roß geſetzt, das ein Knecht am Zügel führte, der Graf ritt ſtumm voraus, die Lippe nagend und im Innern ſelbſt von allen böſen Geiſtern der Eiferſucht, Rachſucht und gekränkten Stolzes zernagt. Von den Gäſten waren unterdeſſen nur die Marſchallin und ihre Tochter im Schloß zurückgeblieben, die es für Pflicht hielten, ihrem Blutsverwandten in ſeinen ſchweren Stunden beizuſtehen.

Die Marſchallin glaubte zuerſt ein Geſpenſt zu ſehen, als Donate im Schloßhof blaß und ſtarr wie ein Marmorbild aus dem Sattel glitt, aber die Nachricht, daß der Zwillingsbruder mit ſeinem Geigenſpiel um den Weg geweſen, und ſein Gewand auf dem Leibe der Schweſter ließen ihren findigen Geiſt ſchnell erkennen, was geſchehen war, und daß ſie ihr Werk von vorn beginnen mußte. Es galt ſich ſputen, um eine Ausſprache und mögliche Verſöhnung zwiſchen den Gatten zu verhindern.

Donate war nicht in ihre Gemächer zurückgebracht worden, ſondern in ein abgelegenes Turmzimmer, das nur durch eine ſteinerne Brücke mit dem Schloß in Verbindung ſtand. Es enthielt als einziges Gerät ein einfaches Ruhebett und einen Betſchemel und war kein Gefängnis, ſondern hatte früher ſolchen Schloßbewohnern zum Aufenthalt gedient, die eine Zeitlang abſeits vom Lärm und Getriebe ihren geiſtlichen Bedürfniſſen leben

wollten. Denn trotz dem Grimm der in ihm wühlte ſchreckte der Graf noch immer vor einem äußerſten Schritt gegen ſeine Gemahlin zurück.

Die Marſchallin aber ſagte: O weh, nun ſehe ich wohl, daß ſie mit Hilfe des verfluchten Zauberkünſtlers ein neues Band um Eure Stirn geſchmiedet hat. Wenn Ihr ſie gefangen haltet, was hilft Euch das? Ihr bleibet durch das Sakrament der Ehe an ſie gebunden und außerſtande, einen neuen, Euer würdigeren Bund zu ſchließen.

Der Graf erwiderte finſter: Ich kann meine Hand nicht wider ſie erheben, denn ich habe es ihrem Vater bei meinen Eltern im Paradieſe und bei meiner eigenen gräflichen Ehre geſchworen, daß ich ſie hüten wolle wie meinen Augapfel, daß mit meinem Willen kein rauhes Lüftlein ſie berühren dürfe und daß ich ihr immerdar jede Ehre erweiſen werde, die meiner Gemahlin zukommt.

Nun, ſagte die Marſchallin boshaft, den Schwur könnet Ihr halten und dennoch Eure Freiheit wiedergewinnen. Verſchließet ſie nur gut in ihrem Turm und hütet ſie dort wie Euren Augapfel, zu dem Ihr ja auch nichts hereinlaſſet, weder Trank noch Speiſe, denn wie möchte einem Augapfel ſolches frommen? Dort wird kein rauhes Lüftlein ſie berühren und Ihr braucht ihr auch kein Härlein krümmen zu laſſen. Sollte es dann mit Gottes Willen geſchehen, daß ſie nach ein Tager acht oder zehne nicht mehr unter den Lebenden weilte, ſo könnt Ihr ſie in der

Gruft Eurer Ahnen beſtatten und habt ſie damit noch über ihre Lebenszeit und über Euer Verſprechen hinaus geehrt. Ihr Tod aber kann niemals über Euch kommen, weil ſie ja doch der Zauberei hätte müſſen angeklagt werden und nicht minder der unerlaubten Liebe zu ihrem Zwillingsbruder, der ſich durch ſein Verſchwinden der Verantwortung entzogen hat. Auf beiden Verbrechen ſteht, wie Ihr wohl wiſſet, der Tod. Retten könntet Ihr ſie alſo auf keinen Fall, denn wenn Ihr ganz ſchwieget, ſo wäre ich durch mein Gewiſſen gezwungen ſie zu verklagen. Wolltet Ihr aber noch länger warten, ſo könnte ſich's leicht erweiſen, daß ſie ein Kind unter dem Herzen trägt. Des müßte man ſie geneſen laſſen, ehe ſie ihre Sünden büßt, und dann wäre Euer geſetzlicher Erbe der Sprößling einer Gerichteten.

... Im Augenblick wo der Sohn des Lichts, der auf Erden Donatus geheißen hatte, ſich ſelber wieder erkannte, fühlte er ſich von einem gewaltigen Zuge gefaßt, der ihn wie ein tiefeingezogener Odem gleichſam einſchlürfte, daß er die Kraft ſeiner Fittiche gar nicht brauchte. Und auf einmal lag das himmliſche Zion vor ihm, aus dem er voreinſt war ausgeſendet worden, mit zinnengekrönten Mauern, ſo hoch — kein Gedanke kann ſie überfliegen. Aber da öffnete ſich auch ſchon das Tor und die bekannte Geſtalt des Pförtners erſchien, ein einziger Silberglanz

von langwallendem Bart und Haar und ſilberdurchwirkten weißen Gewändern.

Tritt ein, ſagte er.

Als der lichte Geiſt die Schwelle betrat und die blumenbeſtickte Sonnenwieſe mit dem Reigen der ſeligen Geſchwiſter wieder ſah, da ſchob ſich ein ganz kleines demütiges Seelchen, das ſich vor lauter Selbſtunterſchätzung noch kleiner machte, als es war, heran und ſagte mit einem Stimmchen, ſo zart und ängſtlich, daß es nur wie ein Zirpen klang:

Sohn des ewigen Glanzes, wo iſt dein irdiſches Schweſterlein?

Mein Schweſterlein! dachte der Heimgekehrte und beſann ſich erſt wieder auf die Erde.

Spute dich und tritt ein, bevor das Tor ſich von ſelber ſchließt, mahnte der im Silberhaar.

Der Engel aber dachte: Wie wird ihr drunten zumute ſein ohne mich! und wich zurück von der Schwelle der Seligkeit.

Zum letztenmal, tritt ein! ſagte der Pförtner. Aber eben jetzt ſchwebte ein unſäglicher Glanz heran, ein lebendiges Geſpinſt von Sonnenſtrahlen, es öffnete ſich und wallte als langer Schleier vom Haupte der Gnadenmutter nieder, die in ihrem blauen Himmelsgewand mit der Sternenkrone daraus hervortrat.

Sei geſegnet, mein Sohn, du weißt das Beſſere, ſagte

ſie, und in dieſem Augenblick ſchloß ſich das Tor von ſelber vor ihm zu.

Der Sohn des Lichts wandte ſich ab und ſchoß mit breitgeſtellten unbeweglichen Fittichen zur Erde nieder.

Donate lag auf dem Ruhebett, aber ihre Gedanken fanden keine Raſt, ſie irrten angſtvoll um den Bruder her, den ſie ſo unerwartet gefunden und wieder verloren hatte. Warum war er ſo ſchnell von ihr gegangen und nicht zurückgekehrt? Und warum hatte er ihr zuvor den Perlenſchmuck und die Schaube abverlangt? Wenn die Leute des Grafen ihn mit dieſen Sachen fanden, was würde die Folge ſein? Und all die anderen Verdächtigungen, die gegen ihn erhoben waren? An ihr eigenes bevorſtehendes Schickſal dachte ſie noch gar nicht, ſie wunderte ſich nur, wie es zugegangen war, daß ſie die lange Zeit in der Kirche verſchlafen hatte.

Außen auf der Brücke ſtand unterdeſſen ein Wächter, um zu verhindern, daß irgendeine erbarmende Seele ſich der Eingeſchloſſenen mit leiblicher oder ſeeliſcher Labung nähere. Aber deſſen war keine Not, es gab niemand in ihrer Umgebung der es ſo gut mit ihr meinte. Den Hochgeborenen war ſie doch immer ein geheimer Anſtoß geblieben, und die ihres Standes waren, verziehen ihr nicht, ſo hoch über ihresgleichen hinaufgeſtiegen zu ſein. Der Tag ſenkte ſich ohne daß ſie einen Laut von der Außenwelt vernahm. Sie hatte ihn auf dem Betſchemel

kniend verbracht und nur, wenn es die Müdigkeit verlangte, ſich auf ihr Ruhebett geſtreckt. Es war ihr lieb, ſo allein mit dem geblieben zu ſein, bei dem ſie einzig Troſt und Hilfe ſuchen konnte. Sie hatte auch beſchloſſen keine Nahrung zu ſich zu nehmen, ſolange die Ungewißheit ihres Schickſals daure. Aber am Abend ängſtete ſie ſich doch, daß niemand gekommen war, ihr Speiſe und Trank zu bringen. Als auch am Morgen keine Seele ſich zeigte und es am zweiten Tage um ſie her ſtill blieb wie im Grab, da begann ihr zu grauſen, und ſie ahnte nun, welch ein Ende ihr bereitet war. Ein brennender Durſt befiel ſie, der viel peinigender war als der Hunger, der gleichfalls an ihr zehrte. Sie rief in ihrer Qual zu Gott und Menſchen, aber keine Antwort kam; es ſank die Nacht und der Morgen tagte, und nichts regte ſich um ſie her; ſie war vergeſſen, ſchien es ihr, lebendig begraben. Dann zählte ſie nicht mehr die Tage, die gingen und kamen; wenn ſie noch etwas Kraft hatte, kniete ſie auf dem Schemel, meiſt aber zwang ſie die Schwäche, ausgeſtreckt auf dem Ruhebett zu liegen, ihre Gedanken umnebelten ſich, und endlich ſchwanden ihr die Sinne.

Da vernahm ſie im Traum ein Singen und Klingen, und es ſchien ihr, als ſei ſie wieder ein Kind und liege im Graſe ausgeſtreckt, und Donatus ſitze neben ihr, auf ſeinem Blatte ſpielend. Als ſie mit Mühe die Augen

öffnete, lag ſie auf ihrem Ruhebett im Turm. Aber die bekannten Töne gingen weiter. Da ſchloß ſie die Augen aufs neue und fragte: Biſt du es, Donatus? – Ja, ich bin's, Donate.

Sie wagte nicht mehr aufzublicken aus Furcht, er könnte ihr entſchwinden, denn ſie fühlte, wenn ſie es auch nicht ſah, daß er bei ihr ſaß und ihre Hand hielt. Und die Sinne vergingen ihr wieder.

Am anderen Morgen erwachte ſie erquickt, die Hungerqual hatte nachgelaſſen und ihre Lippen waren friſch befeuchtet. Aber ſie fürchtete von ihrem Zwillingsbruder nur geträumt zu haben und wagte lange nicht die Augen aufzuſchlagen. Endlich aus großer Sehnſucht nach ihm blinzelte ſie ein klein wenig aus halbgeſchloſſenen Lidern.

Da ſaß er und lächelte ſie an!

Wirſt du mich nicht mehr verlaſſen, Donatus?

Niemals.

Warum führſt du mich nicht aus dem Turm heraus?

Das kann ich nicht, Schweſterchen, du mußt noch leichter werden.

Donate hob ihre weißen abgezehrten Arme in die Höhe, von denen nun der Goldſchmuck abgefallen war, und fragte lächelnd: Bin ich noch nicht leicht genug?

Er ſtrich ihr mit der Hand über die Augen: Schlafe, du Schelm.

Nun begann ein verworrenes Spiel zwiſchen Schlafen und Wachen.

Wann gehen wir, Donatus?

Morgen, Donate.

Und wieder einmal, als ſie die Augen aufſchlug, ſagte er: Jetzt, Schweſterlein, iſt es an der Zeit. Rüſte dich zur Reiſe.

Sie richtete ſich auf: Wohin führſt du mich?

Nach Hauſe.

Im gleichen Augenblick hatte der Wächter auf der Brücke einen tödlichen Schrecken. Die feſt verſchloſſene Tür drehte ſich in den Angeln, und heraus traten zwei weiße glänzende Geſtalten Hand in Hand. Er wollte ſie aufhalten, wie es ſeines Amtes war, aber er griff in leere Luft, und beide glitten unter dem dunkeln Nachthimmel wie ein Lichtſchein an ihm vorüber. Als er ihnen ins Geſicht blickte, fiel er vor Entſetzen ohnmächtig zu Boden, denn was er ſah, war die Gräfin Donate in doppelter Geſtalt.

Doch war der Wächter nicht der einzige, der im Augenblick ihres Hinſcheidens dieſer Erſcheinung anſichtig wurde. Zu gleicher Zeit weckte den Grafen ein feines Klingen, und als er die Augen öffnete, ſchwebten die zwei völlig gleichen glänzenden Geſtalten nahe an ſeinem Lager vorüber, die Augen auf ihn geheftet. Da erkannte er plötzlich, was es mit dem Zwillingsbruder und den wunderſamen

Begebenheiten, die ſich an ſeinen Namen knüpften, für eine Bewandtnis gehabt hatte. Er beſtattete Donates entſeelten Leib in der Gruft ſeiner Väter und verließ dann im Pilgerkleide das Land, um an heiliger Stätte zu beten und zu büßen.

Die Anfechtung des heiligen Franziskus

Nachdem der heilige Franziskus von Aſſiſi zwiſchen den Bewohnern von Gubbio und dem furchtbaren Wolf, der ihnen ſo viel Schaden getan, den ewig denkwürdigen Friedens- und Freundſchaftsbund geſtiftet hatte, war er in heiliger Freude von hinnen gezogen, um noch viele andere herrliche Wunder des Glaubens zu vollbringen, hatte auch unterwegs nicht verſäumt, den lauſchenden Fiſchen und Vögeln holdſelig von der überſchwenglichen Güte des Schöpfers zu predigen. Dann zog er ſich zu tiefer Sammlung auf den wilden Berg La Vernia zurück, der ihm von einem frommen Ritter zur Verehrung übermacht worden war. Auf dem felſigen Gipfel hauſte er in zwei Zellen mit ſeinem Lieblingsjünger Leo, den er ſeiner ſanften Gemütsart wegen „Bruder Schäfchen" zu nennen pflegte, denn, ſagte er, du haſt wohl den Namen nach dem Leuen bekommen, aber deine Seele iſt einfältig und fromm wie die des Lammes.

Jedoch auch die Geſellſchaft des Bruders Leo war ſeiner innigen Andacht noch ſtörend, deshalb ſuchte er eine Felſenplatte aus, die vom Reſte des Gipfels durch einen tiefen, grauſenvollen Abgrund getrennt war und nur durch einen hinübergeſchwungenen Baumſtamm er-

reicht werden konnte. Auf dieſer ließ er ſich zwiſchen Bäumen und Buſchwerk vom Bruder Schäfchen eine urtümliche Klauſe aus rohbehauenen Stämmen errichten, wo er die meiſte Zeit im Gebet verbrachte. Dabei geſchah es des öfteren, daß ſeine Seele ganz in Gott verzückt und entrückt wurde, während ſein irdiſcher Leib mit den Sohlen hoch über dem Boden ſchwebte, von Strahlen umgeben. Er hatte aber ſeinem einzigen Gefährten aufs ſtrengſte verboten ihm in die Klauſe nachzugehen, und pflegte überdies den Baumſtamm, der ihm als Brücke diente, gleich nach ſeinem Übergang wegzuziehen, denn es widerſtrebte ſeiner Demut, in ſolcher Verklärung von menſchlichen Augen geſehen zu werden.

Unterdeſſen hatte ſich unter den Tieren des Waldes und des Feldes weithin die Nachricht verbreitet, wie der Wolf nunmehr in Gubbio voller Freuden lebe und jeden Tag an einer anderen Tafel zu Gaſte geladen ſei, nur mit dem Beding, fortab Menſchen und Herden keinen Schaden mehr zu tun. Und es dünkte ihnen allen ein köſtliches Wunder, daß der ſchreckliche Menſch, vor deſſen unerſättlicher Gier und Gewalt auch die Stärkſten unter ihnen bebten, auf einmal ſo mild und gaſtfrei geworden ſei, und alle beneideten des Wolfes Glück. Da berieten ſie ſich erſt einzeln, dann in größerer Anzahl, und es tat ſich eine Schar von Wald- und Flurbewohnern zuſammen, die beſchloſſen den heiligen Mann aufzuſuchen,

daß er auch ſie in den Friedens- und Freundſchafts-bund mit den Menſchen aufnehme. Allein ſie mußten lange umherziehen ohne ſeine Spur zu finden, daher teilten ſie ſich in einzelne Gruppen, die auf eigene Hand ſuchen und ſich hernach an einer beſtimmten Sammel-ſtelle wieder finden ſollten. Wo nun dieſe vorüberkamen, ſchloſſen ſich andere ihres Geſchlechtes an, die Häslein liefen aus den Krautäckern, die Rehe aus dem Forſt herbei und geſellten ſich zu ihresgleichen; Kühe, Schafe, Ziegen verließen die ſaftige Weide, denn auch das zahme Hausgetier hatte die Kunde erreicht, daß ein Erlöſer für ſie auf die Erde gekommen ſei. Am Ende geriet alles, was auf vier Füßen huſchte oder trampelte, was am Boden kroch oder in Lüften flog, in Bewegung, denn alles, alles begehrte nach Frieden mit den Menſchen. Die Fiſche, die nicht mitkonnten, ſteckten ihre Köpfe aus dem Waſſer und ſchlugen mit den Schwänzen, um die Vierfüßigen auf ſich aufmerkſam zu machen, daß ſie ihrer gedächten und auch ihre Sache dem heiligen Mann vortrügen, denn als er ihnen ſo lieblich von der Güte des Schöpfers predigte, dem ſie das herrliche klare Waſſer und ihre bequemen Floſſen zum flinken Drin-umherſchießen verdankten, da hatte er im Eifer nicht bedacht, daß die Menſchen all dieſen Segen durch ihre Nachſtellungen zunichte machten, und die guten Fiſchlein hatten es in ihrer Einfalt gleichfalls vergeſſen.

Die Tiere wagten aus Furcht vor den Menſchen nur bei Nacht zu wandern, über Tag hielten ſie ſich in den dichteſten Bergwäldern verſteckt, und erſt wenn die Sterne aufgezogen waren, ſetzten ſie ſich in Marſch. Dann vernahmen die Landbewohner ein unbegreifliches Wimmeln und Schleichen, Stampfen und Schlürfen, daß es ſchien, als ziehe in der Ferne ein Geiſterheer vorüber; ſie bekreuzten ſich angſtvoll in ihren Betten, ohne ans Fenſter zu treten. Des anderen Tages aber, wenn ſie im Staub der Straße die Spuren unzähliger Tierfüße von jeder Gattung erblickten, bekreuzten ſie ſich abermals voller Entſetzen, denn ſie glaubten, die ganze Hölle ſei über Nacht vorübergetrappelt. Jedes Tier, das ihnen begegnete, fragten die Wandernden nach dem Verbleib des Heiligen, aber ſeit dem Tage, wo er den Vögeln auf der Wieſe und den Fiſchlein im blinkenden Fluß gepredigt hatte, war er von keinem mehr geſehen worden, auch kein Vogel war ſo hoch geflogen oder hatte ſo ſcharf geäugt, um die verſteckte Klauſe auf dem Gipfel der Vernia zu entdecken.

Die Tiere litten auf ihrer Wanderung viele Not, denn ſie waren übereingekommen auch untereinander Frieden zu halten, und daß keins das andere mehr anfallen dürfe, um ſeinen Hunger zu befriedigen. Sie vermeinten, wenn ſie nur erſt in der Gegenwart des heiligen Mannes ſtünden, ſo werde er ihnen allen einen Frei-

tiſch anweiſen wie dem Bruder Wolf in Gubbio, und bis dahin ſollte ein jedes ſeine fleiſchlichen Gelüſte bezähmen. Soweit ſie nun von der Natur zum Pflanzenfreſſen eingerichtet waren, hielten ſie das Abkommen willig und leicht. Aber für Wölfe, Füchſe und anderes Raubzeug war es ein hartes Ding, entſagend neben den wohlgenährten Schafen und feiſten Zicklein herzugehen, und wenn es in der Finſternis geſchah, ſchnappte wohl einer ſchnell einmal nach ſeinem Nebengänger und durchbiß ihm die Kehle, aber er konnte ſeine Gier nicht ſättigen, denn er wurde gleich über der Tat von der entrüſteten Geſamtheit zu Tode gebiſſen und zu Brei zerſtampft. Dann ging der Zug weiter, in dem ein jedes in ſeiner Sprache Gott dem Herrn Loblieder ſang.

Nachdem ſie lange in der Irre gegangen, fanden ſie einmal frühmorgens auf einem reifenden Kornfeld eine Lerche, die ſich eben mit Geſang zu ihrem Morgenfluge erhob. Zu der ſandten ſie eine Taube, die ſich aus Angſt vor dem Gerupftwerden ihrem Zuge angeſchloſſen hatte, und ließen fragen, ob ſie nichts von dem heiligen Mann wüßte. Und ſiehe, die Lerche hatte ihn geſehen, wie er einen alten frommen Eſel beſtieg, um den Gipfel der Vernia zu erreichen, und ſie zeigte der Taube fern am Horizont die ragende Maſſe des Berges, auf dem der Heilige wohnte. Da vergaß die Taube in ihrer Freude, daß man ſie gewählt hatte, den Zug der Tiere ſicher zu

führen, ſie erhob ſich mit ſchwirrendem Flügelſchlag in das Blau des Himmels und ſchoß pfeilgerade, ohne auf Wege und Stege der Erde Rückſicht zu nehmen, auf den umbuſchten Gipfel zu. Dort ſaß der Seraphiſche Vater andächtig in der Sonne und ſang dem brüderlichen Licht ſein Loblied, als ihm die Taube geradeswegs in den Buſen flog.

Was ſuchſt du bei mir, Schweſter Taube? ſagte der Heilige, indem er vorſichtig ihr Köpfchen ſtreichelte und ihr weißes glattes Gefieder, unter dem das Herzchen ängſtlich und freudig zappelte, an ſeine Wange drückte. Siehe, ich bin ein armer Mann, und die Körner, die dir ſchmecken, wirſt du bei mir nicht finden. Wenn du aber bleiben und die Brocken von meinem dürftigen Mahl mit den Eidechslein der Vernia teilen willſt, ſo ſei willkommen und wohne mit mir in meinem Frieden.

Da die Taube durch Gurren und Flügelſchlagen ausdrückte, daß ſie's wohl zufrieden war, übergab er ſie zur Pflege dem Bruder Leo, der ſie mit eingeweichter Brotrinde äßte und ihr in roter Farbe ein Kreuz auf Bruſt und Rücken malte, damit ſie für Tier und Menſchen von weitem als Eigentum des heiligen Mannes kenntlich und vor Nachſtellungen ſicher ſei. Indeſſen ſetzte der Heilige auf der Bank vor der Klauſe ſeinen unterbrochenen Sonnengeſang fort.

Die Tiere hatten bei dem jähen Aufſchwirren der Taube alle Vorſicht vergeſſen und waren ihr in blinder Haſt in der Richtung ihres Fluges nachgeſtürmt. In raſendem Lauf ging es vorwärts über Wieſen und Acker, hügelauf und ab, und was in ihrem Weg lag, wurde niedergetrampelt. Dabei blieb manch einer mit gebrochenem Bein am Wege liegen, andere ertranken in Tümpeln und Bächlein, wieder andere fielen den Pfeilſchüſſen oder Steinwürfen nacheilender Menſchen und irrendem Raubzeug zum Opfer. Aber als ihre Führerin im Blau verſchwebt war, blieben die meiſten von ihnen ermattet zurück, das eine da, das andere dort, wie ſie ſich im Laufe zerſtreut hatten. Nur die Mutigſten trotteten in der eingeſchlagenen Richtung weiter und gerieten am Ende in eine waldige Einſamkeit, wo vor einer kleinen, ſehr dürftigen Anſiedelung ein Eſel im Grünen angepflockt war und friedſam graſend in der Runde ging. Dieſer Eſel aber war begnadet vor allen ſeines Geſchlechts, denn er war es, der den heiligen Mann auf den Gipfel der Vernia getragen hatte; ſeitdem aß er das Gnadenbrot bei den Jüngern des Franziskus und hatte kein anderes Amt mehr, als einmal wöchentlich ihm und dem Bruder Leo das Wenige, was ſie zum Leben bedurften, hinaufzutragen. Dieſe Jünger nun hatten ſich am Fuße des Berges angeſiedelt und durchzogen von hier aus das Land,

um für ſich und ihren Meiſter die Nahrung zuſammenzubetteln, den Eſel aber ließen ſie im Freien angebunden graſen, denn wer ſollte ſo ruchlos ſein, das Tier des Heiligen loszubinden und wegzutreiben, indes ſie ferne waren!

Als der Eſel vernommen hatte, warum die Tiere da waren, hob er ſeine Augen zum Himmel, wie er den Meiſter hatte tun ſehen, und pries die göttliche Vorſicht, die die Tiere ſo gut geführt hatte, — denn wenn ihr die Augen aufmacht, ſagte er ihnen, ſo erkennt ihr, daß ihr in dieſem bergigen Vorland am Fuße der Vernia ſteht, und wenn ihr mich von dem Halfter löſen wollet, mit dem ich gebunden bin, ſo will ich euch den Weg führen, den außer mir niemand kennt.

Alsbald zerbiſſen zwei Nager, die mit dabei waren, den Strick des Eſels, und dieſer ſetzte ſich mit einem mutigen I—ah in Trab, die Tiere folgten, ein jedes in ſeiner Gangart, ihm nach.

Als ſie nun den erſten Vorberg der Vernia erreicht hatten und fern vom Bereich der Menſchen waren, ſagte der umſichtige Eſel: Lagert euch hier, meine Freunde, und wählet aus eurer Mitte eine Abordnung, die ich zu dem heiligen Mann führen will. Denn der Ort wo er wohnt iſt eng und kann eine ſo große Menge nicht faſſen. Auch möchte es ihn verdrießen, wenn ihr plötzlich zu Haufen in ſeine Einſamkeit eindränget.

Die Tiere wählten ihre Abgesandten, von jeder Gattung einen, die mit dem Esel weiter stiegen. Die übrigen duckten sich an dem Berghang nieder, daß sie an Gestalt und Farbe kaum von dem Felsgestein zu unterscheiden waren. Der Hunger wühlte in ihren Eingeweiden, aber sie lagen alle geruhsam, denn auch die Raubtiere wollten den Freitisch des heiligen Mannes, den sie schon so nahe sahen, nicht durch Unenthaltsamkeit verscherzen.

Bruder Leo war gerade dabei, seine Hütte, die ihm ein nächtlicher Sturm zerzaust hatte, mit Reisig auszubessern, als er aus der Tiefe den Hall vieler Tritte vernahm, und er staunte, was da im Anzug sei.

Oha, mein grauer Vetter, rief er dem Esel entgegen, hinter dem ein gehörntes Haupt ums andere auftauchte, warum kommet Ihr so außer der Zeit und bringet eine so erlauchte Gesellschaft mit Euch?

Schon im nächsten Augenblick wimmelte es um ihn her wie in der Arche Noäh, und die Tiere, die ihn für den Heiligen hielten, begannen mit Brüllen und Blöken auf ihn einzudringen, daß er nicht mehr wußte wo auf dem engen Raume stehen. Eine Kuh, der der Metzger ihr Kalb genommen hatte, muhte herzbrechend, und ein welscher Hahn rannte mit geducktem Kopf gegen seine Beine und kollerte ihm eine Geschichte vor, über die er selber blaurot wurde, von der aber Bruder Leo kein

Wörtchen verſtand. Er warf mit Steinen nach den Tieren, aber ſie ließen ſich nicht vertreiben. Es kamen vielmehr noch ſo viele nach, daß ſie ihn immer mehr dem Abgrund zudrängten, der zwiſchen ſeiner Klauſe und der Zuflucht des heiligen Franziskus klaffte. Am Ende blieb ihm nichts übrig, als den ſeltſamen Beſuch dem Heiligen zu melden, deſſen Seele ſoeben, von Erdenſchwere befreit, ſich zu ihrem Urquell zu erheben begann.

Frage ſie, was ſie wollen, und heiße ſie dann gehen, ſagte dieſer.

Wie kann ich ſie fragen, da ſie meine Sprache nicht verſtehen, noch ich die ihrige? dachte Bruder Leo. Aber gewohnt wie er war, zu gehorchen, ſchritt er auf dem ſchwanken Steg wieder zurück und ſagte:

Liebe Brüder und Schweſtern, hebt euch hinweg, ihr ſtört mit eurem Muh und Bäh die Andacht des heiligen Mannes, daß er den Weg zu Gott nicht finden kann. Wenn ihr ihm etwas zu ſagen habt, ſo vertraut es mir an, aber in einer Chriſtenſprache, damit ich eure Sache vor den heiligen Mann zu bringen vermag.

Da erhob ſich ein noch viel größerer Lärm in allen Tonarten, und zugleich kündigte ein mächtiges Schwirren in der Luft den Zuzug der Vögel an, von dem ſich der Himmel verdunkelte, bis ſich alle mit Flattern und Piepen um den Gipfel der Vernia niedergelaſſen hatten.

Nun erkannte der Heilige, daß es für heute doch mit ſeiner Andacht nichts mehr werden würde. Er erhob ſich in aller Geduld und trat vor ſeine Beſucher hin.

Meine vielgeliebten Brüder und Schweſtern, ſagte er, ich ſehe, ihr habt ein wichtiges Anliegen an mich. Womit kann der letzte unwürdigſte eurer Brüder euch dienen? Aber redet nicht alle ſo wild durcheinander, ſondern ernennt einen Sprecher, der mir euer Begehren vortrage.

Da ſchoben die Tiere aus ihrer Mitte den Fuchs als den Klügſten und den Bären als den Stärkſten vor, und Vater Franziskus ſagte:

Möge denn der Bruder Bär, den ich als ehrlich kenne, für euch alle reden.

Und dieſer begann: Heiliger Vater, wir haben geſehen, daß der Bruder Wolf in Gubbio wie ein Edelmann lebt, ſeitdem du den Frieden zwiſchen ihm und den Menſchen aufgerichtet haſt, denn ſiehe, er geht von einem Gaſtmahl zum anderen und wird rund und fett an ihrer Tafel, der doch zuvor ihr Todfeind geweſen und ihnen ſo großen Schaden getan. Wir andere aber leben außerhalb des Friedens und werden von ihnen gejagt und erſchlagen. Und auch die frommen Haustiere, die ihnen ihre Acker beſtellen und ſie mit Milch verſorgen, müſſen am Ende ihr mühevolles Leben unter dem Beil beſchließen, damit der grauſame Menſch ſich

an ihrem Fleiſch ernähren und aus ihrem Felle Schuhwerk ſchneiden kann. Darum kommen wir zu dir, daß du auch uns in deinen Frieden aufnehmeſt. Und wir hier Anweſenden geloben dir im Namen des ganzen Tiergeſchlechts heilig und unverbrüchlich, daß wir uns nie mehr am Menſchen und ſeiner Habe vergreifen wollen, unter dem Beding, daß er auch uns an ſeine Tafel lade und einen jeden auskömmlich und nach ſeinen Bedürfniſſen ernähre. Und wir haben auch unter einander ein Bündnis geſchloſſen, daß keiner dem anderen mehr ein Härchen krümmen wolle, da wir nun alle miteinander froh und friedlich am Tiſche des Menſchen ſpeiſen werden. Wir bitten dich nun, du mögeſt ungeſäumt einem jeden ſeinen Platz anweiſen, denn wir ſind ſehr hungrig und haben alle von unſerer Enthaltſamkeit auf der Reiſe viel gelitten.

Ein vielſtimmiges Blöken und Grunzen, Schnattern und Krähen folgte als Bekräftigung auf die Worte des Bären.

Der Heilige ſtand in tiefer Beſtürzung lange wortlos da.

Meine Lieben, begann er endlich kleinlaut, ihr erwartet von mir, wozu ich unvermögend bin. Daß ihr den Menſchen künftig nicht mehr anfallen noch ſeinen Beſitz ſchädigen wollt, iſt ein ſchöner und löblicher Vorſatz, und daß ihr auch untereinander Frieden halten wollt, wird euch angenehm machen vor den Augen eures

Schöpfers. Aber daß ich euch allen einen Freitiſch im Hauſe des Menſchen ſchaffen könne wie dem Bruder Wolf in Gubbio, das, meine Lieben, müſſet ihr nicht denken. Wenn der Menſch euch alles gäbe, was er hat, wäre es doch nie genug, euch alle zu ſättigen. Und wie ſollte er euch ernähren und dabei doch keines von euch verletzen? Um dich, Bruder Bär, zu befriedigen, müßte er ſeine Schafe opfern und für den Bruder Fuchs ſeine Hühner. Damit wäre ſchon der Friede um den ihr bittet gebrochen, denn die Haustiere lieben doch auch ihr Leben. Alſo iſt es mir nicht gegeben, den Friedensbund, den ich für unſeren Bruder in Gubbio geſtiftet habe, auf euch alle auszudehnen. Sondern die bisher mit dem Menſchen gelebt haben, mögen in ihre Ställe zurückkehren und für ihn arbeiten, ſo wird er auch fernerhin auf ihre Ernährung bedacht ſein. Für diejenigen aber, die durch ihre Natur gezwungen ſind frei zu ſchweifen und ſich durch Fleiſchgenuß zu erhalten, muß auch in Zukunft unſer Vater im Himmel ſorgen. Daß ihr hungrig geworden ſeid auf der langen Reiſe zu mir, tut mir leid. Und gerne würde ich euch alle ſpeiſen, aber meine dürftige Mahlzeit, die ich mit der Schweſter Taube teile, iſt ſchon verzehrt und ſie hätte nicht ausgereicht, um nur einen von euch ſatt zu machen. Aber rings um meinen Berg wachſen viele ſaftige Kräuter, die mögt ihr abweiden, wenn es euch gefällt.

Die Kühe und Ziegen ließen ſich das nicht zweimal ſagen, ſie liefen weg und begannen ſogleich zu graſen, aber der Bär erhob ein unmutiges Brummen, und die anderen Raubtiere gaben ihre Enttäuſchung durch ein zorniges Fauchen zu erkennen.

Da ſtreifte der Heilige die Ärmel ſeiner Kutte zurück und ſtreckte die hageren Arme über die Hungrigen aus: Wer ſich mit dieſem Reſtchen alten zähen Fleiſches begnügen mag, dem will ich es um Gotteswillen zur Stillung ſeines Hungers geben.

Der Bär ſchwieg beſchämt, der Fuchs blinzelte nach den zwei Knochenarmen, an denen nichts mehr zu benagen war, dann machte er plötzlich kehrt und ſchoß wie ein Blitz bergab. Die Tiere, die glaubten, er habe da unten einen nahrhaften Koſttiſch eräugt, wandten ſich alle und rannten unter wildem Getöſe hinter ihm her. Der Fuchs aber lauerte unter einem Felſenvorſprung und brach als erſter den beſchworenen Frieden, denn er riß das Lamm, das zunächſt an ihm vorüberlief, nieder und zerbiß ihm den Halswirbel. Beim Anblick und Geruch des ſtrömenden Blutes ergriff die Mordluſt auch den Bären, daß er ſich auf den wohlgenährten Eſel warf, der am Abhang die harten Gräſer ausraufte und ſich von ſeinen Weggenoſſen, die er ſo wacker geführt hatte, keines Argen verſah. Im Nu war er nur noch eine zuckende Maſſe Fleiſch, von der das kleinere Raubzeug ſich blutige

Stücke wegholte, ohne daß der Bär es hindern konnte. Nun brach auch unter den anderen Tieren eine rasende Blutgier aus, daß sie sich alle gegenseitig zerfleischten, um eines am anderen seinen wilden Hunger zu stillen. Und es erhob sich ein Brüllen, Winseln und Röcheln, das schauerlich durch die Bergeinsamkeit schallte. Welche aber den Fuß des Berges und ihre dort lagernden Genossen erreichten, die brachten den Blutgeruch mit sich und entfesselten auch da unten die Wut des Jähhungers, und man hatte nie zuvor im Tierreich ein solches Würgen erlebt wie an diesem Tag. Nur die flinksten vom Hochwild entrannen auf der Flucht dem Tode, und einigen der stärksten Stiere gelang es, durch die Kraft ihrer Hörner sich ihrer Angreifer zu erwehren, dafür ließen sie sich am Ende ermattet und verwundet von den hinzugekommenen Menschen fesseln und wegführen. Auch in den Lüften tobte der Mord, daß die Federn stäubten und das Blut vom Himmel träufelte.

Auf dem Gipfel der Vernia, über dem die Sonne verglühte, war es wieder stille und einsam wie zuvor, das Wut- und Angstgeschrei verlor sich in der Ferne. Der Heilige lag ohnmächtig am Boden. Bruder Leo, der sich vor dem Hunger der Tiere ins tiefste Gebüsch verkrochen hatte, kam wieder heraus und brachte in den Falten seiner Kutte auch die Taube mit sich, die dort dem Blutbad entgangen war. Mit vieler Mühe rief er

den Lebloſen ins Bewußtſein zurück. Aber Franziskus wollte kein Wort ſprechen. Er ließ ſich nach ſeiner Klauſe ſchleppen und dort vor dem Kruzifix auf der Erde niederſtrecken, denn er war ſelbſt keiner Bewegung fähig. Dann entfernte er durch einen Wink den Bruder Leo.

Dieſe Nacht war die ſchwerſte, die der heilige Franziskus je erlebte, denn in dieſer Nacht zweifelte er an der Güte Gottes. Während ſein Körper wie leblos dalag, rang ſein Geiſt mit dem Böſen, der ihn in Geſtalt des Urwurms umkroch und ihm ſchlimme Gedanken zuraunte. Mit keiner Anfechtung hatte der Verderber je an ihn herangekonnt. Wenn er, während Franziskus faſtete, daß ihm der Magen wie ein leerer Beutel herunterhing, die duftendſten Gerichte vor ihm aufſtellte, wenn er an ſeinem harten Lager die berückendſten Frauenbilder vorübergaukeln ließ, ſo lachte ihn der Heilige nur aus und ſagte mit der Sanftmut, die ihm eigen war: Gib dir keine unnütze Mühe, Freund Satan, das alles iſt mir wohlbekannt! Geh du lieber in deine Hölle und beſorge da deine Geſchäfte — denn Franziskus hatte in ſeiner wilden Jugend die Freuden der Erde gekoſtet, darum konnte er ſie ſo beherzt verachten. Jetzt aber zog der alte Widerſacher andere Saiten auf:

Wie ſchön haſt du doch den Vögeln des Himmels und allem Getier im Walde von der Güte des Schöpfers gepredigt, begann er mit wildem Hohne. Haſt du nicht

die lieben Vögelein gepriesen um ihre raschen Fittiche und um das Glück, so frei in Lüften zu schweben? Das aber vergaßest du hinzuzusetzen, daß auch der Pfeil des Menschen wohl befiedert ist und daß Gott in seiner unendlichen Güte auch für den Geier und die Katze gesorgt hat, indem er ihnen Schnabel und Krallen scharf machte.

Die Vögel! Ach die armen Vögel! stöhnte Franziskus.

Und gut haben es die Fische und Aale, Franziskus, wie du sagtest, in ihrem kristallenen Wasserpalast. Aber wie werden sie sich deiner Predigt erinnern, wenn sie mit der Angel im zerrissenen Gaumen am Strande schnappen und wenn man ihnen lebendig die Schuppen abstreift oder sie nebeneinander mit den Köpfen auf den Stecken spießt. Ja, ja, Franziskus, die Güte Gottes, die unendliche, unergründliche Güte Gottes!

Auch die Fische, jammerte Franziskus, und bohrte den Kopf tiefer in die nackte Erde seiner Klause.

Womit haben die unschuldigen Tiere den Schöpfer beleidigt, daß er sie so grausam büßen läßt? Die Qualen, die ich meinen Verdammten in der Hölle zufüge, sind nicht größer, ich habe sie ja dem abgelernt, was ich die Tiere auf Erden leiden sehe. Meine Höllenhunde jagen die Verdammten und schlagen ihnen den Zahn in die Weiche, wie es der Jagdhund macht mit dem unglücklichen Reh. Ich werfe die arme Seele zuckend in das

ſiedende Öl, denn ſo habe ich's an Krebſen und Aalen geſehen. Und du haſt es gewagt, der Kreatur von der Güte des Schöpfers zu predigen? Biſt du nicht ein gedankenloſer Wicht oder ein arger Lügner?

Weh mir, ich verdiene den Vorwurf, wimmerte der Heilige, der ſich in Seelenpein wand, und er flehte in inbrünſtigem Aufſchwung zu Gott, ſeinen eigenen Erdenleib für die unglückſelige Tierheit zum Opfer geben zu dürfen, daß er ſelbſt alle ihre Not und Qualen trüge, ſeine ſtummen Geſchwiſter aber von der gräßlichen Beſtimmung, eins das andere mit ſeinem Fleiſche zu füttern, befreit würden.

Du Tor, höhnte Satan, du haſt es ja geſehen, nicht einmal dem Fuchs waren deine Knochen gut genug zum Abnagen, und jetzt möchteſt du den Hunger des ganzen Tiergeſchlechts damit ſtillen und die Gier des Menſchen obendrein? Siehſt du nicht, daß beides mit Willen ſo geordnet iſt von allem Anfang an? Oder denkſt du den Plan der Schöpfung rückgängig zu machen?

Kein Ausweg, ſtöhnte Franziskus.

Nun, lieber Bruder Franz, fuhr der Satan lauernd fort, — denn jetzt, dachte er, werde der Heilige ihm in die Falle gehen, — glaubſt du immer noch an die Allgüte Gottes?

Ich Unwürdiger verſtehe ihn nicht mehr, entgegnete Franziskus und ſchlug den Kopf verzweifelt gegen den

Boden. In dieſem Augenblick ſtieg ein roſiger Schein am Himmel auf, ein unſagbarer Duft wie von überirdiſchen Roſen kam herangeſchwebt und beides, Schein und Duft, drang in die nach Oſten blickende Klauſe. Staunend hob Franziskus den Kopf vom Boden, der Urwurm aber bäumte ſich hoch empor, denn himmliſche Wohlgerüche ſind ihm ſo zuwider wie ſeligen Geiſtern der Stank der Hölle, und er fuhr mit dem Kopfe voran durch das Felsgeſtein, das ſich vor ihm ſpaltete.

Franziskus aber ſah ſich plötzlich in ein paradieſiſches Gefilde entrückt. Dort ſtanden wunderbare Bäume von einer ihm ganz unbekannten Art, denn er erkannte gleich, daß ſie durch und durch beſeelt waren. Sie wandten alle die Oberſeite ihrer Blätter gegen das wonnige Licht, das von der Ferne hereinfiel und näher zu kommen ſchien. Da waren auch Tiere von jeglicher Gattung beiſammen, alle ſo ſchön und vollendet an Geſtalt und Farbe, ſo anmutig in der Bewegung, wie er ſie nie auf Erden geſehen hatte. Sie ſpielten und ſprangen miteinander, jagten ſich zum Scheine, zupften ſich neckend am Fell, aber keines verletzte das andere. Sie ſtrichen furchtlos neugierig um ihn her und ein ſchlanker Leopard mit herrlich gefärbtem Fell drängte ſich zutraulich gegen die Knie des heiligen Mannes, Franziskus fuhr mit der Hand über den runden Kopf und zog ihm ſchmeichelnd die Kiefer auseinander. Da ſah er an Stelle des ſchreck-

lichen Raubtiergebiſſes kleine weiße Milchzähnchen, mit denen der Leopard kein Mitgeſchöpf beſchädigen konnte. Und alsbald durchdrang ihn von innen her die Erkenntnis, daß in dieſem Wundergarten kein Tier das andere aus Hunger zu töten brauchte und daß ſie auch vom Menſchen nichts Böſes mehr zu befahren hatten. Unterdeſſen war der Glanz herangekommen und wurde ſo unerträglich, daß der Gaſt die Augen ſchließen mußte.

Mein Sohn Franziskus, ſprach eine Stimme, die klar wie das Licht und voll wie Klang der Sphären war und nur dem Erlöſer der Welt gehören konnte, glaubſt du jetzt wieder an die Güte des Schöpfers?

Ich glaube, ich glaube, jubelte Franziskus in die Knie geſunken. Ich habe ja nur ſo gräßlich geträumt. Mir ſchien es, daß alle deine Geſchöpfe beſtimmt wären, ſich gegenſeitig zu verzehren. Und nun ſehe ich, daß ſie in Frieden und Schönheit beiſammen wohnen und daß du ſie alle mit himmliſcher Manna ernährſt. Oh, der furchtbare, furchtbare Traum.

Du wirſt auf die Erde zurückkehren und den furchtbaren Traum weiter träumen müſſen, mein lieber Sohn.

Der Heilige erſchrack ins tiefſte Herz, aber er ſagte: So weiß ich jetzt, daß du in deinem unergründlichen Erbarmen auch den vernunftloſen Geſchöpfen ein Paradies bereit hältſt zur Vergütung ihrer Erdenqual.

Dies iſt kein Paradies der Abgeſchiedenen. Was du ſiehſt, mein Sohn, iſt ein neuer Weltentag, der hier ſchon angebrochen iſt, aber drunten auf Erden noch in Aonenferne liegt.

Da brannte die Freude des heiligen Mannes zu Aſche.

Was hilft es den Gemarterten da unten, wenn ſpätere Geſchlechter in Aonenferne glücklicher ſind als ſie?

Siehe, es werden dieſelbigen ſein, ſprach Chriſtus lächelnd. Dies iſt der Tag, von dem mein Apoſtel geſchrieben, daß auch die geängſtete Kreatur teilhaben wird an der Herrlichkeit der Kinder Gottes.

Dabei berührte der Erlöſer ſeine Stirne, und es ward in ihm eine unerhörte Helle. Der Schöpfungsgedanke lag auf den Blitz einer Sekunde vor ihm offen, Ring um Ring, und er ſah die irdiſche Zeit in ſtürmendem Schwung auf den neuen Weltentag, der ihn ſtille umgab, zuſchießen. Dann ſchloß er aus Demut die Augen ſeines Geiſtes, um nichts weiter zu ſehen und nur noch zu glauben.

Und ich Verworfener habe an deiner Güte gezweifelt.

Du warſt mir niemals näher, ſprach der Herr, als da du aus Liebe zu aller Kreatur an mir zweifelteſt. Habe nicht auch ich gezweifelt, als ich am Kreuze hing und der Vater ſchwieg? Siehe, drunten in ſeiner Klauſe ſchläft Bruder Leo friedevoll und kindlich fromm. Er hat nie gezweifelt, und der Jammer der Erde erſchüttert

ſein Vertrauen nicht. Dafür wird er, wenn ſeine Zeit erfüllt iſt, mein Angeſicht ſchauen. Dich aber nehme ich in mein Herz, daß du ſeine Schmerzen fühleſt und ganz Eins ſeieſt mit mir.

Er ſchlug ſein Gewand zurück und öffnete ſein Herz, wie man die Flügel eines Altarſchreins öffnet. Und alsbald befand ſich Franziskus innen in dem glühenden Chriſtusherzen, in dem die millionenfachen Schmerzen alles Erſchaffenen brannten wie in einer einzigen Wunde und das gleichwohl von dem unwandelbaren Frieden der Gottheit durchſtrömt war. Im gleichen Augenblick durchfuhr den Buſen des Franziskus ein furchtbarer Lanzenſtoß, der jede Fiber ſeines Fleiſches zerriß und ihm doch das Süßeſte däuchte, was ſeinem irdiſchen Leibe jemals widerfahren. Und er lag wieder auf dem Boden ſeiner Klauſe, in die das roſige Frühlicht fiel. Seine Kutte füllte ſich mit warmem, rinnendem Blut, und an ſeinen Händen und Füßen brannten in ſeligem Schmerz die Wundenmale des Herrn. Er verbarg ſie in ſchamhafter Demut vor den Blicken des Bruders Leo und ließ ſich, da er ſein Ende nahe fühlte, von ſeinen Jüngern zu Tale tragen. Dann ſandte er ſeine gerettete Taube aus und ließ ſie noch einmal alles Getier zuſammenrufen. Und er erzählte ihnen von dem Geſicht, das er geſchaut hatte, und von der Verheißung des Herrn, daß auch für die Kreatur der Tag der Erlöſung komme.

Die Gnadeninſel

Einem reichen Herrn aus dem Geſchlechte der Salimbeni, der zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts im Sieneſiſchen lebte, war ſein edles Weib geſtorben und hatte ſeine Lebensfreude mit ſich ins Grab genommen. Gleichwohl ſah er ſich nach Ablauf der Trauerzeit um eine zweite Gattin um, denn ſeine Waislein bedurften der Pflege und ſein Haus einer tatkräftigen Herrin. Durch den Rat unkluger Freunde ließ er ſich bewegen eine ſchöne und ſtolze Wittib heimzuführen, die eine abenteuerreiche Vergangenheit hinter Reichtum und hohem Gebaren verbarg. Frau Orſa war Römerin, von dem prachtvollen und wilden Schlag, der bei großer Körperſchönheit noch Züge von der Weſensart der räuberiſchen Stammväter bewahrt. Sie war in früheſter Jugend mit einem provenzaliſchen Kriegsknecht Namens Théraudac aus dem Heerbann des Valois nach Neapel entlaufen, hatte auf langen Kriegszügen und im Zeltlager an ſich gerafft, was als Beuteteil oder durch die Gunſt großer Herren zu erſchnappen war, und ſich zuletzt nach dem Tode ihres ſtreitbaren Begleiters mit ihren Reichtümern in Siena niedergelaſſen, wo ſie ſich ſeinen Namen nebſt einem Grafentitel zulegte. Daß die Grafſchaft

Théraudac, aus der ſie ihre Gelder zu beziehen vorgab, im Monde lag, blieb den wackeren Sieneſen verborgen. Sie nahm auch gleich im Hauſe des Ritters die Zügel in feſte Hand. Allein der Gatte ſollte des erhofften Segens nicht froh werden. Eine Unruhe lag der Orſa im Blute, die ſie trieb alle vorgefundenen Einrichtungen auf den Kopf zu ſtellen. Zuerſt mußte der ſchöne, von Künſtlerhand entworfene ländliche Sitz, wo die Familie den größten Teil des Jahres verbrachte, in prunkender aber unbequemer Weiſe umgebaut werden. Dann ließ ſie die herrlichſten Baumgruppen, in deren Schatten ihre Vorgängerin gerne geſeſſen hatte, niederhauen, wie ſie überhaupt die Erinnerung an die erſte Gattin in Haus und Herzen des Gatten völlig auszutilgen ſuchte. Dieſer ſah bald ein, daß er ſolcher Herrſchſucht nicht gewachſen war, und nur um nicht kämpfen zu müſſen zog er ſich faſt ganz auf ſeine Liebhaberei, die Gartenkunſt, zurück. Er legte Beete an, die er ſelbſt bewäſſerte, zog Edelobſt an Spalieren und ließ die Leitung von Haus und Familie der Orſa.

In den Kindern die er mit dieſer erzeugte überwuchs die mütterliche Art den edleren väterlichen Stamm, und ſie begannen bald die verfeinerten Sproſſen der erſten Ehe zurückzudrängen. Der ſchwache Vater wagte nicht, ſeine Erſtgeborenen, die ihm doch die teuerſten waren, gegen das rauhe Geſchlecht der Orſa in Schutz zu nehmen.

Allein dieſe fühlte den heimlichen Vorzug, den die Stiefkinder in ſeinem Herzen genoſſen, durch und faßte gegen die Zwei einen nagenden Unmut. Vom Übelwollen der Orſa aber war nur ein Schritt zur Verfolgung. Aeneas, der Älteſte, ein bildſchöner feuriger Knabe, in dem ſie das Ebenbild ſeiner Mutter haßte und ihn, wo ſie nur konnte, durch erfundene Bezichtigungen herabzuſetzen ſuchte, hielt dieſes entwürdigende Leben nicht aus. Er entwich heimlich ins Neapolitaniſche, um dem berühmten Feldhauptmann Muzio Attendolo, genannt Sforza, der der Stammvater des gleichnamigen Fürſtengeſchlechts werden ſollte, ſeine Dienſte anzubieten. Er fand ihn im Golf von Gaeta, wo der Sforza in einem auf das Meer hinausgebauten Kaſtell ſein Hauptquartier errichtet hatte. Der Feldherr betrachtete den Knaben, der durch die Wache vor ihn gebracht wurde, kurz und ſcharf, dann ſagte er, um ihn zu prüfen: Spring aus dem Fenſter hier — denn Aeneas war zart und ſchlank von Wuchs und glich im Äußeren mehr einem Mägdlein als einem angehenden Kriegsmann. Aber noch hatte der Sforza nicht ausgeſprochen, ſo lag der Knabe ſchon unten in der Flut und kämpfte um ſein Leben, bis einer von der Wachmannſchaft auf den Wink des Gebieters ihm nachſprang und ihn herauszog. Der Feldherr lobte ſeinen Mut und Gehorſam, reichte ihm eigenhändig einen Schluck Wein zur Kräftigung und ſagte:

Du bist noch zu schwach zum Waffenführen, aber du sollst mich persönlich in die Schlacht begleiten, um mir Wein und Wasser nachzutragen, denn ich bin von hitzigem und durstigem Geblüt und bedarf im Getümmel öfter der Labung.

So zog nun der Knabe Aeneas mit dem großen Feldhauptmann im Königreich Neapel umher und diente ihm während der Kriegswirren treulich im Feldlager und auf dem Schlachtfeld. Allein den Lohn, den jener ihm inskünftige zugedacht hatte, strich das Schicksal. Zur Winterszeit wurde der Sforza der belagerten Stadt Aquila in den Abruzzen zu Hilfe gesandt und wollte seine Truppen über den Sangrofluß führen, um den Feind bei Pescara anzugreifen. Da träumte ihm in der Nacht, er befinde sich mitten in einem See in Lebensgefahr und rufe den heiligen Christophorus, den Schutzpatron gegen Wassersnot den er von weitem erblickte um Hilfe an, der Heilige aber wende ihm den Rücken. Die böse Vorbedeutung schreckte seine ganze Umgebung, er gab jedoch ihren Bitten, an diesem Tage im Lager zu bleiben, kein Gehör. Als er am Morgen den Sangro bei seiner Mündung erreichte, die eine weite seeartige Ausbuchtung bildete, erhob sich ein starker Wind und trieb die Wellen des Meeres mit Gewalt stromaufwärts, daß der Fluß mächtig anschwoll. Die Truppen standen betreten, um sie anzufeuern, ritt der Sforza voran, aber

niemand folgte ihm als der Knabe Aeneas, der ſeinen Helm trug. In der Mitte des Stromes verlor dieſer den Grund, der Sforza der ſtark wie ein Löwe war wollte ihn an den Haaren emporreißen, da glitt ſein Pferd gleichfalls auf dem ſchlammigen Boden aus, und er verſank. Noch zweimal tauchten ſeine Eiſenhandſchuhe über dem Waſſer auf, aber die ſchwere Rüſtung hinderte ihn am Schwimmen, ſo verſchwanden beide, der Held und ſein tapferer Page, in dem Geſtrudel und wurden niemals wiedergeſehen.

Als die Kunde von dem Ausgang des kühnen Aeneas ſeine Angehörigen erreichte, da wurde der Vater binnen weniger Wochen zum alten Mann. Der ſtumme Gram um ſeinen Liebling, den er nicht verheimlichen konnte, erbitterte die Orſa tief, und nun warf ſich ihre Eiferſucht auf die heranblühende ſchöne Stieftochter Blanda, der jetzt die Anwartſchaft auf die großen, von mütterlicher Seite ſtammenden Güter zufiel. Sie war ſchon ſeit dem Tage ihrer Geburt einem Sohn aus befreundeter Familie zugedacht, und die Väter waren einig, daß die Hochzeit ſtattfinden ſollte, ſobald die Kinder das nötige Alter erreicht hätten. Grund genug für die Orſa, ein Band zu ſprengen, das nicht durch ſie ſelbſt geknüpft war. Sie ruhte nicht, bis ſie zwiſchen den beiden Familien Feindſchaft geſät hatte, worüber die Verlobung in die Brüche ging. Danach beredete ſie den ſchwachen Mann,

ſeine Tochter erſter Ehe dem Kloſter zu beſtimmen. Nach dieſem Siege aber traf ſie das himmliſche Strafgericht, denn ganz ſchnell nacheinander verlor ſie zwei blühende Knaben, auf denen ihre ſtolzeſte Hoffnung geſtanden, und eine bildſchöne, ihr von außen und innen ähnliche Tochter an ein und derſelben ſeuchenartigen Krankheit. Es blieb ihr aus ihrer Ehe mit dem Salimbeni nur der Erſtgeborene, Silvio, an dem ſie bis jetzt wenig Freude gehabt hatte. Denn dieſer Knabe war von ſtiller ſanfter Gemütsart, und wegen eines kleinen Sprachfehlers, um den er vielen Spott der jüngeren Geſchwiſter hatte dulden müſſen, ein wenig verſchüchtert. Er redete nur das notwendigſte und ſaß den halben Tag über Büchern, ging auch gerne dem Vater beim Gartenbau zur Hand, indem er ihm Obſtbäume beſchneiden und veredeln und Blumen aus fremden Samen ziehen half, vor allem waren beide als liebevolle Züchter köſtlicher Roſenarten bekannt. Seit Blandas Wegzug war der Jüngling in eine ſtille Schwermut verfallen, denn die nur wenig ältere Stiefſchweſter, die ihn, ſolange er klein und ſchwächlich war, beſchützt und gepflegt hatte, war ihm das Teuerſte was er beſaß. In dieſe Trauer ſeiner Seele fuhr jetzt mit einem Male wie ein Sturmwind ſeine Mutter herein, um ihm gewaltſam Lebensluſt einzublaſen. Da ſie keinen laſſen konnte, wie ihn Gott erſchaffen hatte, vielmehr einen jeden der in ihre Nähe

kam nach eigener herriſcher Laune umzumodeln ſuchte, ſo ſollte jetzt mit einem Male der ſtille Silvio ein Muſterbild ritterlicher Künſte werden, wie es die verſtorbenen jüngeren Brüder geweſen. Aber Silvio ging dem Klang der Waffen weit aus dem Wege, und das Weidwerk, dem jene mit Leidenſchaft obgelegen, verabſcheute er als blutiges Mordgeſchäft. Da faßte ſie einen Haß gegen den Einen, Entarteten, der ihr noch geblieben war, und bäumte ſich innerlich dagegen auf, in dem Schwächling und Bücherwurm den künftigen Herrn der großen Salimbeniſchen Güter zu ſehen. Und ihr erfinderiſcher Geiſt ſetzte ihr ein neues Ziel der Ränke, ohne die ſie nicht leben konnte.

Sie beſaß aus der Gemeinſchaft mit ihrem provenzaliſchen Freibeuter einen Sohn, der unter dem Namen Johann von Théraudac das väterliche Handwerk fortſetzte und mit angeworbenen Söldnerhaufen bald bei dieſer, bald bei jener Partei Kriegsdienſte tat. Zwar hatte ſie ihn ſeit ſeinen Kinderjahren nicht geſehen, aber ſie war ſtolz auf ihn, denn er galt etwas in ſeinem Beruf und war beſonders wegen der Plötzlichkeit und Unwiderſtehlichkeit ſeiner Überfälle gefürchtet, woher er den Zunamen „Kapitän Wetterſchlag“ führte. Da nun gerade in den kriegeriſchen Wirren eine kleine Pauſe eingetreten und der Théraudac ſomit ohne Soldgeber war, rief ſie dieſen Sprößling zu ſich und zwang ihren ſchwachen

Gatten ihn aufzunehmen, damit im Hauſe wieder junges Leben einziehe. Zuvor aber holte ſie gewalttätig die junge Novize aus dem Kloſter zurück unter dem Vorgeben, daß ſie ihr Inneres noch im Weltleben prüfen müſſe, bevor ſie den ſchweren Schritt fürs ganze Leben tue. Ihre Abſicht war aber, die ſchöne Stieftochter mit dem Théraudac zu vermählen, um ihm ſo auf die bequemſte Weiſe das große Vermögen zu ſichern. Und damit ſie auch ſeinen Augen wohlgefalle, nötigte ſie der Widerſtrebenden Schmuck und koſtbare weltliche Gewänder auf, aus denen ihre ernſte Schönheit fremdartig und ergreifend leuchtete.

Als der Kapitän Wetterſchlag in phantaſtiſchem kriegeriſchem Aufputz, von Knechten umgeben und von Hunden umbellt, das Haus betrat, erſchrak ſeine Mutter zuerſt wie vor einem Geſpenſt ihrer eigenen Vergangenheit, denn es ſah aus, als ob der provenzaliſche Kriegsknecht der ihm das Leben gegeben leibhaft zurückgekehrt wäre. Sein Sprechen war rauh und bäuriſch, und ſein Lachen ein Gebrüll, von dem das Haus bebte. Und Sitten brachte er mit, die einſt auch die ihren geweſen, deren ſie ſich aber nun im langen Umgang mit Edelgeborenen entwöhnt hatte. Allmählich jedoch wachte der Zauber jener wilden Erinnerungen wieder auf, ihr Auge begann ſich an ſeiner kriegeriſchen Erſcheinung zu weiden, ſein Lärmen, Trinken, Fluchen, worin er mit ſeinen Knechten wetteiferte, weckte ihr feurige Bilder ihrer

eigenen Jugend, und ſie hörte mit wallenden Pulſen zu, wenn er von nächtlichen Überfällen, Beutezügen, Brand und Gemetzel erzählte. Das gehörte zum Leben des Kriegsmanns, niemand durfte ihn darum ſchelten, aber ſeine Stiefgeſchwiſter ſaßen ſtumm, mit niedergeſchlagenen Augen bei ſeinen Reden, und der alte Ritter wich ihm, wo er konnte, mit ſchweigender Höflichkeit aus.

Bei aller Rauheit war der Théraudac nicht auf den Kopf gefallen, und er verſtand faſt ohne Worte, welcher Beuteteil ihm zugedacht war. Die ſchöne Blanda gefiel ſeinen Augen wohl, nicht minder gefielen ihm ihre großen, im Lande verſtreuten Beſitzungen. Alſo beſtrebte er ſich auf die Weiſe, die ihm die natürliche ſchien, Blandas Herz zu gewinnen. Er ſtrich beſtändig um ſie her und verfolgte ſie mit begehrlichen Blicken und Reden, vor denen ſie ſchauderte. Noch hatte die Stiefmutter ihr nichts von ihren Abſichten mitgeteilt, weil der alte Herr mit ſeinem Jawort zögerte, aber ihr feines Ahnungsvermögen witterte die Gefahr. Darum lag ſie dem Vater inſtändig an, ſie ihrem klöſterlichen Beruf zurückzugeben. So von zwei Seiten beſtürmt, wußte der alte Herr nicht, wohin ſich wenden, und entwich vor der Entſcheidung in ſeinen Obſtgarten. Silvio ging ihm bei der Arbeit zur Hand, und als ſie eben liebevoll geſchäftig einem wilden Pfirſichbäumchen ein Edelreis aufpfropften, öffnete der Schweigſame plötzlich den Mund und fragte:

Vater, geſchieht es auch umgekehrt, daß man Wildreiſer auf Edelſtämme pfropft?

Verwundert über ſolche Einfalt ſagte der alte Herr: Das könnte nur einem ausgeſuchten Narren einfallen.

Darauf erwiderte der Sohn mit Beben:

Wenn man ſolches nicht einmal den Bäumen antut, weshalb dann einen rohen Wilden in ein edles Geſchlecht einpflanzen?

Jetzt verſtand der Vater den Sinn der mühſam vorgebrachten Rede und ſchwieg erſchüttert und beſchämt. Aber noch am ſelben Tag teilte er ſeiner Gattin den unwandelbaren Entſchluß mit, die Novize nach ihrem Wunſche unverweilt ins Kloſter zurückzuſenden.

Nun war für Orſa keine Zeit mehr zu verlieren, denn wenn der alte Herr ſich wirklich zu einem Entſchluß aufraffte, ſo blieb er bei ſeinem Kopf. Sie heuchelte Zuſtimmung und heckte mit Théraudac ein teufliſches Bubenſtück aus. Sie wußte das Geſinde geſchickt aus dem Stockwerk wo Blanda ſchlief zu entfernen, und ſchwärzte auf die Nacht den Théraudac in ihrer Kammer ein, wo er ſich unter das Bett verkriechen ſollte. Dann führte ſie unter falſchen Liebkoſungen die Stieftochter ſelber bis an das Schlafgemach und ſchloß die Tür hinter ihr ab. So glaubte ſie ihm die Jungfrau rettungslos in die Hände gegeben zu haben. Am Morgen wollte ſie in der Kammer erſcheinen, die beiden beiſammen finden und

der Sache den Anſchein geben, als ob ihre Stieftochter ſelber den jungen Mann hereingelaſſen hätte. Dann, ſagte ſie ſich, würde dieſe am Ende froh ſein, durch eine ſofortige Heirat ihre Ehre wiederherſtellen zu können.

Gleich beim Eintritt legte ſich eine Beklemmung auf das Mädchen, die unheilige Gegenwart teilte ſich ihr unbewußt durch einen Schauder mit. Es war Sommer und das Fenſter gegen die Stechmücken feſt geſchloſſen. Sie löſchte das Licht und öffnete beide Fenſterflügel weit, denn ſie ſchrieb der eingeſperrten Luft ihre Bangigkeit zu. Aber vergeblich, die Angſt wuchs mit jedem Augenblick, das Gefühl, daß ein Unglück nahe ſei und ihr mit jedem Pulsſchlag näher komme, legte ſich wie mit Krallen um ihr Herz. Nahe dem Bett ſtand ihr Betpult, ein Strauß herrlicher Roſen den Silvio ihr hereingeſtellt duftete darauf. Sie kniete auf dem Schemel nieder, ein zitterndes Gebet um Schutz vor allen finſtern Mächten rang ſich zu der heiligen Jungfrau empor. Da drang durch den Roſenduft der das Zimmer erfüllte ganz leiſe ein ſcharfer beizender Geruch an ihre empfindlichen Sinne. Sie erkannte den Stallgeruch, der von Théraudacs Perſon unzertrennlich war und ihr körperliche Übelkeit zu erregen pflegte. Ihr ſtummes Gebet ſtockte, und ihr ganzes Weſen verwandelte ſich in angeſtrengtes Lauſchen. Jetzt vernahm ſie unter dem Bett hervor die verhaltenen

Atemzüge des in gepreßter Enge Liegenden. Und wie durch einen Blitzſtrahl ſah ſie taghell ihre furchtbare Lage. Nur für die Länge eines Herzſchlags ging ihr alles Denken in einem Wirbel des Entſetzens unter; dann hatte ihr ſchon die Heilige in deren Obhut ſie ſtand Beſinnung und Schnelligkeit des Entſchluſſes eingeflößt. Sie erhob ſich von den Knien, ging ein paarmal in der Kammer hin und her, wie um Schmuck und Gewänder abzulegen, wobei ſie eine ihr gewohnte ſchwermütige Weiſe vor ſich hinſummte, damit das laute Pochen ihres Herzens ſie nicht verrate. Darüber war ſie wie abſichtslos dem offenen Fenſter nahe gekommen, leicht und leiſe ſchwang ſie ſich auf das Geſimſe, befahl ihre Seele Gott und ſprang hinab. Ihr Zimmer lag zwei Stockwerke hoch über dem Garten, ſie glaubte unten zu zerſchellen, aber ein Engel Gottes ſpreitete ſeine Flügel unter ihr, daß ſie heil und ſicher auf beiden Füßen den Boden erreichte. Sie hielt ſich nicht mit Staunen über das Wunder auf, ſondern lief ohne umzuſehen über den Raſenplatz nach dem anderen Flügel des Schloſſes, wo Silvio in einem Gartenzimmer zu ebener Erde noch über den Büchern ſaß. Sein Licht glänzte ihr ſchon von weitem entgegen. Atemlos erreichte ſie ſeine Tür und fiel ihm mit den Worten: Fliehen! Fliehen! halbohnmächtig in die Arme. Aus ihrem verworrenen Geſtammel erriet er mehr, als er es erfuhr, das Vorgefallene, worin er gleich die Hand

ſeiner Mutter erkannte, und er ſah klar, daß es für Blanda im Hauſe keine Sicherheit mehr gab.

Fliehen! Fliehen! ſagte auch er, ohne ſich zur Überlegung Zeit zu gönnen. Er rief einen jungen Gärtner mit Namen Pancraz der ſein Milchbruder war, einen treuen und gewandten Burſchen, auf deſſen Ergebenheit er ſich verlaſſen konnte.

Willſt du mit uns kommen, Pancraz? fragte er.

Wohin Ihr geht, Herr, dahin gehe ich, war die Antwort.

So ſattle alsbald ganz geheim und leiſe zwei ſichere Pferde, führe ſie ungeſehen auf die Landſtraße hinaus und erwarte uns dort.

Herr, nehmet an, es ſei ſchon geſchehen, und machet Euch mit dem Fräulein fertig.

Der Zufall oder eine höhere Hand kam ihm zu Hilfe. Im Stalle, der ſich abſeits vom Schloß in einem Gehöfte befand, lagen die Roßknechte ſchwer bezecht im Schlaf und ſchnarchten um die Wette. Keines der Pferde wieherte bei ſeinem Eintreten. Pancraz zog zwei der ſchnellſten Tiere hervor und legte ihnen die Sättel auf. Bevor er ſie hinausführte, riß er aber noch jedem der zurückbleibenden Pferde je ein Hufeiſen ab und warf es in die Düngergrube um die Verfolgung aufzuhalten. Silvio hatte unterdeſſen, was er an Geld und Koſtbarkeiten beſaß, zuſammengerafft, in Eile eine Waffe umgeſchnallt, und führte dann ſeine Schweſter, die an allen Gliedern

zitterte und bei jedem Schritt ihrem Verfolger in die Hände zu laufen fürchtete, durch einen dunklen Torweg ins Freie, wo ſchon der treue Pancraz mit den Pferden wartete. Er beſtieg das eine Roß, nahm die Schweſter vor ſich auf den Sattel, der Diener ſtieg auf das andere, und mit ſauſender Schnelle ging es in das dunkle Land hinaus.

Im gleichen Augenblick, wo die Geſchwiſter zu Pferd ſtiegen, kroch Théraudac aus ſeinem Verſteck hervor. Er war durch Blandas Kriegsliſt vollkommen getäuſcht worden. Zwar hatte er wohl das Sauſen ihrer Kleider durch die Luft und einen weichen Fall im Graſe vernommen, aber er war weit entfernt, einem zarten Mädchen ſolchen verzweifelten Sprung zuzutrauen. Da es im Zimmer mäuschenſtille war, nahm er an, ſie ſchlafe bereits, und begriff nur nicht, wie ſie ſo geräuſchlos habe ihr Lager aufſuchen können. Weil ihm aber vom Trunk und von der Erregung das Blut in den Ohren ſauſte, glaubte er ihre Bewegungen überhört zu haben. Er ſtand nun mitten im Zimmer, in das nur durch das ſeitlich liegende Fenſter ein ſchwacher Sternenſchein fiel, taſtete das Bett ab und fand es leer. Dann tappte er mit ausgeſtreckten Händen durch den dunklen Raum, ſtolperte über den Betſtuhl und erkannte, daß er allein im Zimmer war. Jetzt ging ihm die Bedeutung jenes Falles auf, und mitten in ſeinem halben Rauſch kroch

es ihm eiskalt ans Herz. Théraudac war ein verwilderter, aber kein bösartiger Mensch, und ohne den seelischen Zwang den seine Mutter auf ihn ausübte hätte er sich trotz seiner rohen Vergangenheit keines so bübischen Streiches unterfangen. Blanda in ihrer jungfräulichen Hoheit stand wie ein Heiligenbild vor ihm, das er aus eigenem Antrieb nicht zu besudeln gewagt hätte, wie sehr auch ihre Schönheit und unbesiegbare Zurückhaltung seine wilden Sinne reizte. Jetzt mußte er sich mit Entsetzen als ihren Mörder fühlen. Seine Lippen stammelten ein irres Gebet, bevor er die Kraft fand an das weitoffene Fenster zu treten. Da hatte er einen Anblick der ihn regungslos festbannte. Seine vom Weinrausch umnebelten Augen glaubten auf dem dunklen Boden eine liegende weibliche Gestalt zu erkennen, und je länger er hinuntersah, um so mehr nahm diese Gestalt die schlanken edlen Umrisse Blandas an. Da sie sich nicht regte und keinen Laut von sich gab, zweifelte er nicht daran, daß sie sich zu Tode gefallen habe. In keiner seiner vielen Schlachten hatte er jemals gespürt, was Todesangst sei, vor keinem Erschlagenen der zu seinen Füßen starb hatte er je so etwas wie Reue empfunden, jetzt schlugen beide ihm ihre Krallen ins Herz. Er erwog es gleichfalls hinabzuspringen, ob noch Hilfe möglich sei, aber beim Gedanken, daß er im Aufsprung auf den entseelten Leib treten mußte, lähmte ihn der Schauder. So stand er ohne

Laut und ohne Bewegung die langen Stunden der Nacht, den Blick auf ſein vermeintliches Opfer geheftet, und eine Starre, die ihm die Glieder wie mit kaltem Eiſen ausgoß, hinderte ihn ſich nur einen Schritt vom Fenſter zu entfernen. Erſt als der Sternenſchein verblaßte und ein fahler Morgen heraufgraute, entdeckte er, daß gar kein Körper da unten lag, daß ihn nur ein wuchernder Raſenfleck auf dem kieſigen Boden genarrt hatte und daß das Vögelein entflogen war. Aber ſtatt daß er ſich gefreut hätte nun doch kein Jungfrauenmörder zu ſein, ſchämte er ſich ſeiner ausgeſtandenen Angſt und geriet in die helle Wut beim Gedanken an die Vorwürfe und den Hohn ſeiner Mutter. Um nicht von ihr in dieſer lächerlichen Lage gefunden zu werden, entſchloß er ſich gleichfalls den Rückzug durchs Fenſter anzutreten. Er ſtieg vorſichtig über das Geſimſe und wollte ſich als geſchickter Kletterer über Mauerleiſte und Fenſterbekrönung bis zum erſten Stockwerk hinunterlaſſen um von dort aus abzuſpringen. Aber er hatte ſich in den Entfernungen verrechnet, mußte zu früh den Abſprung wagen und kam übel zugerichtet auf dem Boden an, denn kein himmliſcher Helfer fing den Stoß für ihn ab. Halb kriechend ſchleppte er ſich noch ein paar Schritte von Blandas Fenſter weg, um ſeine ſchändliche Abſicht zu maskieren, dann blieb er, von Schmerzen und Blutverluſt erſchöpft, ohnmächtig liegen.

Ohne Ziel waren die Geſchwiſter mit dem treuen Pancraz in wilder Flucht davongeſprengt. So oft ſie in der Nacht Hufſchlag vernahmen, meinten ſie, die Verfolger ſeien ſchon auf ihrer Spur und trieben die Tiere zu vermehrtem Lauf. Sie hatten nur den einen Drang, ſo ſchnell wie möglich die Küſte zu erreichen und ſich über das Meer zu retten, denn nirgends auf dem feſten Land glaubten ſie ſich vor Orſas Ränken und den Gewalttaten des Théraudac ſicher. Als der Morgen dämmerte, waren ſie ſchon bis in die Maremmengegend gelangt und gönnten ſich und den Roſſen in einem kleinen Wirtshaus die erſte Raſt. Und nun begannen ſie das Ziel ihrer Flucht zu überlegen. Blanda verlangte einzig nach dem Kloſterfrieden, den ſie nur weit entfernt vom Machtbereich der Stiefmutter finden konnte. Auch Silvio gelüſtete es nicht nach Glück und Ehren in einer Welt, wo er Lüge und Gewalt herrſchen ſah, und er wünſchte gleichfalls Gott zu dienen. Aber er grämte ſich, daß er darum von ſeiner Schweſter ſcheiden ſollte. Um ihretwillen hatte er nie ein Weib angeblickt, weil ihm ſchien, daß ihr an Güte und Schönheit doch keine gleichkomme. Und als er ſie vor ſich auf dem Sattel hielt, war ihm zumute, als ob er mit den Armen einen himmliſchen Gnadenſchatz umfinge.

Wenn wir doch Eines Geſchlechtes wären, ſagte er, daß wir im gleichen Kloſter unſerer Berufung folgen

könnten und uns nicht zu trennen brauchten. Ich will, wenn ich dich an heiliger Stätte untergebracht habe, eine Hütte in der Nähe deines Kloſters bauen, und wenn ich dann nur täglich die Pförtnerin nach deinem Ergehen fragen kann, ſo will ich von dieſem Erdenleben nichts weiter verlangen, bis wir droben für immer vereinigt ſind.

Vielleicht kann ich Euch einen Rat geben, Herr, ſagte der treue Pancraz. Als ich vor einigen Jahren mit meinem Vater im Auftrag des Eurigen in das Genueſiſche reiſte, um dort ein Geſchäft für ihn zu beſorgen, nächtigten wir unterwegs in einem kleinen Fiſcherdorf mit Namen Lerici bei einem Verwandten, der das Fiſcherhandwerk betreibt. Dieſer nahm mich, um meinen Fürwitz zu befriedigen, in ſeinem Segelboot auf einen Fiſchzug mit und zeigte mir im Vorüberfahren die kleinen herrlichen Inſeln, die dort in einem Waſſer das blauer iſt als der blaueſte Edelſtein nahe beiſammen liegen. Eine davon ragt hoch und ſteilrecht aus der Flut, ſie heißt der Tino. An ihrer windgeſchützten Seite hinter ſchönen Olbäumen liegt ein Minoritenkloſter. Die frommen Brüder die dort wohnen ſind völlig abgeſchieden von der Welt, allein mit Gott in den blauen Gewäſſern. Nur einmal im Monat und nur, wenn das Wetter gut iſt, rudert ein Kahn zu ihnen hinüber, um Nahrungsmittel und Kunde vom Feſtland auf den Tino zu bringen. Dieſer Inſel gegenüber, nur durch einen ſchmalen Waſſerarm getrennt

und vom Lande her nicht ſichtbar, liegt eine kleinere, winzige, die eigentlich nichts iſt als eine über das Meer erhöhte grüne Wieſe. Sie ſieht aus, als wäre ſie die Tochter der größeren, und heißt daher auch der Tinetto Dort haben ſich heilige Frauen niedergelaſſen, die nach der gleichen Ordensregel leben und mit dem Tino frommen Verkehr pflegen. Ich ſah ſelber, wie gerade ein Kahn hinüberruderte, darin ſaß der Pater Guardian vom Tino der ihr Beichtvater iſt. Wenn Ihr das Fräulein zu den frommen Frauen auf den Tinetto bringt und tretet ſelber auf dem Tino als Ordensbruder ein, ſo bleibt Ihr einander ſo nahe, daß Ihr niemand nach ihrem Ergehen zu fragen braucht: Ihr könnt es täglich ſelber an der Farbe ihrer Wangen erkennen. Ich aber will den Pater Guardian bitten, daß er mich als Laienbruder aufnehme, ich will ihm die Ölbäume beſchneiden, das Öl keltern, das Waſſer tragen, damit er mich in Eurer Nähe bleiben läßt. Dann wird es ſein, als hätten wir drei die Heimat mitgenommen.

Die Herzen der Geſchwiſter richteten ſich bei dieſen Worten aus Angſt und Trübſal auf und flogen nach den ſchönen Inſeln inmitten der blauen Waſſer voraus, wo ſie hofften im Schutz des Meeres ein neues, friedevolleres Daſein zu beginnen. Sie ſtiegen wieder zu Pferde und ritten, von Pancraz geführt, über das Gebirge nach Lerici. Dort fand ſich's, daß gerade ein Boot mit

Nahrungsmitteln nach den Inſeln fällig war, die Flüchtigen ſtiegen mit ein und erlangten durch unſichtbare Mittlerſchaft die Aufnahme, die ſie erhofft hatten.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Théraudac aus ſeiner Ohnmacht zu ſich kam und das Verſchwinden der beiden Geſchwiſter erfuhr, da tobte und fluchte er und verſchwor ſich Blanda zurückzuholen, wenn ſie ſich auch im Schoß der Muttergottes verberge. Er hetzte ſeine Leute nach allen Seiten auf die Streife, aber ſie kamen unverrichteter Sache zurück. Der Vorſprung der Flüchtlinge war viel zu groß, auch konnte der nächtliche Hufſchlag keinen Anhalt über ihre Richtung geben, denn die unruhigen Zeitläufte brachten es mit ſich, daß das Pferdegetrappel auf der Landſtraße auch bei Nacht nicht einſchlief. Weder in Blandas Kloſter, noch bei ihren mütterlichen Verwandten, zu denen ſie ſich hätte flüchten können, wußte man das Geringſte von ihrem Verbleib. Théraudac war mit ſeinen ſchweren inneren Verletzungen kaum vom Wundarzt im Bette zu halten. Die äußeren Wunden, die vom gewaltſamen Anſtreifen an ein vorſtehendes Fenſtereiſen herrührten, wollte er im Kampf mit dem Entführer der Schweſter empfangen haben, wie es ihm die Orſa einblies, und ſeine Leute wußten ſich vor Staunen nicht zu laſſen, daß der ſchüchterne, vor Waffen ſchaudernde Silvio den furchtbaren Kapitän Wetterſchlag ſo zugerichtet hatte. Das

ganze Haus war voll von Schreck und Zorn und Trauer. Als der alte Ritter die Flucht ſeiner beiden Kinder erfuhr, deren wahren Grund er nicht ahnen konnte, wurde er ſo erſchüttert, daß ihm ein Schlagfluß die Zunge lähmte. Er lebte noch einige Monate als ein zitternder, ſtammelnder Greis, bis ihn ein zweiter Schlaganfall erlöſte. Während ſeines Siechtums fiel es Orſas Schlangenzunge nicht ſchwer, ihm ein ſündhaftes Einverſtändnis der Geſchwiſter vorzuſpiegeln, und daß der Bruder die Schweſter entführt habe, um ſie vor dem Kloſter zu bewahren. Der Kranke zweifelte um ſo weniger an ihrer Glaubwürdigkeit, als ſie ja ihr eigenes Fleiſch und Blut mitbeſchuldigte. Er ließ ſich noch ein Teſtament abringen, worin er ſeine beiden letzten Kinder verſtieß und enterbte und ſeinen Nachlaß zwiſchen Gemahlin und Stiefſohn teilte. Das Erbe brachte jedoch den Beiden wenig Glück, denn die Verwandten der erſten Frau fochten das Teſtament an, Prozeſſe entſtanden, die ſich über Jahre hinzogen und einen großen Teil des Vermögens verſchlangen. Théraudac wäre am liebſten zu ſeinem früheren Beruf zurückgekehrt, allein er trug ſeit jenem Fall einen dauernden Leibſchaden an ſich, der ihm Reiten und Fechten beſchwerlich machte. So ergab er ſich vollends ganz dem Trunk und Spiel und wurde bei der ſitzenden Lebensweiſe ſchwerleibig, wie es ſeine Mutter als richtige Römerin ſchon zuvor geworden war.

Mit dieſer lebte er in beſtändigem Unfrieden, denn ſie konnte auch ihrem Liebling gegenüber nicht von ihren Ränken und Künſten laſſen; er aber haßte und verlachte die krummen Wege, gewohnt, wie er war, die geraden der Gewalt zu gehen. So kam es zum Bruch, und die Orſa entſchied ſich für einen anderen Aufenthalt. Aber die Reiſe wurde ihr zum Verhängnis. Als ſie mit ihrem Geſinde auf der Landſtraße hinritt, begegnete ihnen eine Prozeſſion. Beim Anblick der Fahnen und Kreuze ſcheute Orſas Pferd, ſie fiel ſchwer wie ein Sack aus dem Sattel und blieb auf der Stelle tot.

In der Nacht die auf ihre Beiſetzung folgte hatte Théraudac ein ſchreckliches Geſicht. Er erwachte an einem plötzlichen Feuerſchein der ſeine Kammer erfüllte, vor dem Bett ſtand ſeine Mutter in blutrotem Kleid aus dem die Flammen züngelten und jammerte: Hilfe, Hilfe, ich brenne. Im Schrecken griff er nach dem Weihwaſſer das im Zimmer ſtand und ſchüttete es über die Geſtalt, da zerſprang dieſe mit einem erderſchütternden Knall, das Feuer verbreitete ſich über das ganze Haus, und er ſelbſt fiel bewußtlos zu Boden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es waren wohl zehn Jahre ſeitdem vergangen, da pochte eines Maienabends ein todmüder Wanderer an die Pforte des Franziskanerkloſters von Maſſa. Es hätte ſcharfer Augen bedurft, um in dem zerlumpten, frühge-

alterten Mann der ein Bein mühsam nachzog den übermütigen Kapitän Wetterschlag wieder zu erkennen. Seit der Schreckensnacht, wo die Höllenflammen vor ihm aufschlugen und das Haus der Frevel vertilgten, — das Gesinde sprach von einem zündenden Blitzschlag, aber er wußte es besser —, war er in sich gegangen und dachte mit Schauder an den Zustand, in dem sich die Seele seiner Mutter befand und dem auch die seinige unrettbar entgegenging. Das erwachte Gewissen zeigte ihm sein ganzes Leben im wahren Licht und folterte ihn mit Angstgedanken. Des Nachts im Traume mußte er alle Missetaten, die er von früher Jugend an begangen hatte, noch einmal begehen aber mit verändertem Gemüte, denn was er vordem für einen guten Spaß gehalten, Gewalt und Mord und Plünderung, das erkannte er jetzt als abscheulich, war aber im Banne des Traumes gezwungen es trotzdem zu tun. Er baute eine Kapelle über dem Grabe seiner Mutter und stiftete ihr eine ewige Seelenmesse, bestimmte auch, daß jeder Wanderer, der an dieser Kapelle bete, einen Zehrpfennig erhalten sollte. Aber immer wieder erschien ihm von Zeit zu Zeit die Orsa im Flammengewand und wimmerte: Ich brenne! Und immer mußte er im Traum seine ruchlose Vergangenheit aufs neue durchleben. Da begriff er, daß er sich mit solchem Bettel von Stiftungen und Almosen nicht aus der Verdammnis loskaufen konnte. In seiner

Seelenangſt ſchenkte er ſein ganzes mütterliches Erbgut der Kirche, das Salimbeniſche Vermögen das er durch einen Frevel beſaß gab er in die Hände eines treuen Verwalters, der es für die rechtmäßigen Erben verwahren oder falls dieſe nach Ablauf einer beſtimmten Friſt nicht gefunden würden, zur Gründung von Spitälern verwenden ſollte. Aus ſeiner eigenen im Krieg erworbenen Habe ſtiftete er Altäre für alle himmliſchen Fürbitter. Dann entließ er das Geſinde bis auf zwei zuverläſſige Knechte, mit dieſen ſtieg er zu Pferd, nachdem er den ganzen Reſt ſeines Geldes zu ſich geſteckt hatte, um die Geſchwiſter zu ſuchen und ihre Verzeihung zu erlangen. Aber in einer einſamen Gebirgsgegend des Monte Amiata überfielen ihn Räuber, erſchlugen ſeine Knechte, nahmen dem Théraudac, der ſich mit der alten Tapferkeit wehrte, Pferd und Gold und Mantel, ja ſie riſſen ihm noch die Stiefel, in die er gleichfalls Goldrollen verſteckt hatte, von den Füßen und ließen den Schwerverwundeten für tot auf der Straße liegen.

Da erkannte dieſer, daß all ſeine bisherige Buße von Gott verworfen war, weil er mit ſeinem hoffährtigen Aufzug noch immer auf falſchem Wege geweſen. Er gelobte, falls er das Leben behalten ſollte, ſeinen ganzen Menſchen von Grund aus umzugeſtalten, niemals wieder eine Waffe zu brauchen, auch nicht zur Verteidigung, ſondern alles Unrecht und alle Gewalt zu leiden, die ihm

von Menſchen widerfahren könnte, um durch Geduld und Demut die begangenen Miſſetaten zu ſühnen. Zwei Mönche fanden ihn und ſchleppten ihn mit ſich in ihr Kloſter, wo man ihn geſund pflegte. Er ließ ſein Haupt ſcheren, erbat ſich ein Büßergewand und bettelte ſich weiter, tat auch da oder dort Knechtsdienſte, hielt es aber nirgends lange aus, denn die Bilder ſeiner Angſt wollten noch immer nicht von ihm weichen, obwohl er längſt durch Beichte und Kaſteiung die Abſolution der Kirche erlangt hatte. Von Unruhe gepeinigt, pilgerte er von einem Gnadenort zum anderen, aber keiner konnte ihm helfen, denn er hatte ſelber den Glauben an die Hilfe nicht, er glaubte einzig, daß das Geſchwiſterpaar ihm helfen könne, das er ins Elend getrieben hatte und von deſſen Unſchuld er ebenſo überzeugt war wie von der hundertfältigen Schuld ſeines eigenen Lebens. — —

Die Mönche im Kloſter zu Maſſa empfingen ihn gaſtlich und ließen ihn, da es die Stunde der Abendmahlzeit war, bei den Laienbrüdern Platz nehmen. Ein anderer Pilger, der über die See aus Frankreich gekommen, ſaß mit bei Tiſche. Dieſer, ein geſprächiger Mann, erzählte von einem Wunder, das er auf der Fahrt geſehen hatte. Nahe der Küſte in einem tiefblauen Golf, der Golf von Luni genannt, liege eine kleine Inſel, ein hoher, ſteiler Felsblock inmitten des blauſten Waſſers, der einem dort befindlichen Franziskanerkloſter gehöre. Dieſes Eiland

heiße bei den Schiffern die Inſel der Gnaden, denn es ſei der allerwundertätigſte Gnadenort, wo jedes Gebrechen Gebetsheilung finde und wo auch der ärgſte Gewiſſenswurm zur Ruhe komme. Als ein Wunder- und Wahrzeichen himmliſcher Gnade leuchte das Eiland weithin in Roſenglanz über das Meer, denn während alle anderen Inſeln und Vorgebirge des Golfes auf ihren nackten Flanken nichts als das dürftige Grün der Strandgräſer und wenige verkrüppelte Pinien trügen, ſei die Gnadeninſel jahraus, jahrein von den üppigſten Roſenbeeten bedeckt, an windſtillen Tagen ſtreife der Roſenduft über das Gewäſſer; er ſelber habe ihn im Vorüberfahren eingeatmet als einen Vorſchmack des Paradieſes und ſei davon noch jetzt wie beſeligt und neugeboren.

Bei dieſer Erzählung ſtand es alſobald in Thérauds Seele feſt, nach der Gnadeninſel zu wallen, ob auch ihm das Heil dort widerfahre. Da er zu Nacht die Kammer des Pilgers teilte, ließ er ſich von dieſem die Lage jenes Golfs und die Wege die dorthin führten genau beſchreiben. Am Morgen nahm er Abſchied von den freundlichen Mönchen und wanderte die Straße über das Gebirge, die jener gekommen war. Als ſein Auge vom Kamm des Berges in eine tiefe, ſelige Bläue tauchte, da wußte er, daß es der Golf von Luni war, der vor ihm lag. Zur Küſte hinabgeſtiegen, fand er den Flecken Lerici und am Strand einen Fiſcher, der mit Ausbeſſern

ſeiner Netze beſchäftigt war. Dieſen fragte er, ob er die Gnadeninſel kenne und wie es ein armer Waller anzuſtellen habe um hinzugelangen.

Die Inſel kennt ein jeder, antwortete der Alte, und was das Hinkommen betrifft, ſo läßt ſich Rat ſchaffen. Wir haben jetzt drei Tage ſtarken Seeſturm gehabt und keine Möglichkeit auf den Fiſchfang zu fahren. Seit heute früh legt ſich allmählich das Meer, morgen haben wir Windſtille, dann kommen die Fiſche maſſenhaft wieder herauf, das iſt der gelegenſte Augenblick um einen guten Zug zu tun. Heute nacht fahren wir. Wenn Ihr mitwollt, ſo will ich Euch in die Nähe der Inſel führen.

Mit Freuden nahm Théraudac den Vorſchlag an, er ging den Schiffern bei ihren Verrichtungen an die Hand, und im Sternenſchein fuhren ſie hinaus. Als die Sonne aufging, hatten ſie einen zauberhaften Anblick. Im Frühlicht glänzten die Segel der vielen Fiſcherboote draußen am Horizont ebenſo wie ihre eigenen im zarteſten Roſenrot, das ſich auch ſtreckenweiſe über das ſtillgewordene Waſſer ergoß. Und vor ihm ſtieg die Gnadeninſel empor, deren ſteile Felshänge ſich gleichfalls mit einem roſigen Widerſchein im Waſſer ſpiegelten. Roſen bedeckten ſie bis nahe zum Gipfel, vom zarteſten Roſenrot bis zum flammenden Purpur. Auch weiße und gelbe miſchten ſich darunter, und ein zarter Duft quoll den Heran-

ſegelnden entgegen. Der Waller ſog ihn ein wie einen Hauch von Eden. Als ſie noch eines Steinwurfs Länge von der Inſel entfernt waren, ſagte der Schiffspatron: Landen kann ich Euch nicht, denn größere Fahrzeuge können an der Inſel nicht anlegen. Ich werde den Vätern ein Zeichen geben das ſie kennen, damit ſie ein Boot ſenden, auf dem Ihr hinüberkommen könnt.

Das verhüte Gott, antwortete Théraudac, daß die heiligen Männer ſich für mich Unwürdigen bemühen. Bringt Ihr mich nur in die Nähe, ſo will ich ſelbſt vollends hinübergelangen. Ich bin in meiner ſündigen Jugend der beſte Schwimmer im Königreich Neapel geweſen, und dieſe Fertigkeit verlernt ſich nie.

Er ſtreifte die Kleider ab, band ſie als ein Bündel auf dem Kopfe feſt und ſchwamm hinüber. Nachdem er in einer Bodenfalte verborgen ſeine Lumpen wieder angezogen und kniend zuerſt ein langes Gebet geſprochen hatte, ſtieg er einen ſchön geebneten Weg zwiſchen Roſenhecken zu einer Ölbaumpflanzung hinan, in deren Schatten das Kloſter lag. Dort kam ihm ein ernſter Mann, das Brevier in der Hand, entgegen.

Was führt dich zu uns, mein Bruder? fragte er, indem er ſeine durchdringenden Augen feſt auf Théraudac heftete.

Meine Schuld, meine große Schuld, antwortete dieſer in die Knie ſinkend und die Hand des Mönches küſſend.

So komm mit mir, mein Bruder, und beichte.

Théraudac folgte dem Guardian — denn dieſer war es — nach der Kloſterkirche wo der Beichtſtuhl ſtand und erzählte ſein ganzes Leben, wie er als Kind des Lagers bei Blut und Beute aufgewachſen und wie ihm Waffengeklirr und Sterbegeröchel ebenſo wohl geklungen habe wie Becherklang, Würfelrollen und Dirnengelächter. Wie er dann durch das Kriegsglück zu Reichtum und Anſehen aufgeſtiegen ſei und wie ſeine Mutter ihn mit ihrer Stieftochter zu vermählen gedachte, die ſich ſchon dem Himmel verſprochen hatte, wie er beim Anblick der edlen Blanda ſich zum erſtenmal über ſich ſelbſt zu erheben begann, aber die beſſere Regung niederkämpfte, um mit viehiſcher Gewalt zu erzwingen, was er in Güte nicht erlangen gekonnt. Wie er hernach die flüchtigen Geſchwiſter um ihren guten Namen gebracht, ſie aus dem Herzen des Vaters gedrängt und ihres Erbes beraubt hatte, denn auch die Frevel, die zum großen Teil der Orſa zur Laſt fielen, nahm er demütig auf ſeine eigenen Schultern. Und wie er ſeitdem in Reue und Buße vergeblich die Geſchwiſter geſucht, um ihnen die geraubten irdiſchen Güter zurückzuerſtatten und ihre Verzeihung zu erhalten.

Nach Erteilung der Abſolution erhob ſich der Pater Guardian und ſagte:

Folge mir.

Draußen unter freiem Himmel faßte er die Hand des Ankömmlings und ſagte:

Johann von Théraudac, erkennſt du deinen Bruder nicht?

Von der Erregung des Augenblicks kamen ſeine Worte ſtammelnd und abgeriſſen heraus. Da tat der andere einen Schrei, denn das Stammeln war ihm bekannt, und jetzt ſah er durch das ernſte Männergeſicht die unreifen Jünglingszüge ſeines Bruders Silvio. Er ſtürzte zu Boden, barg ſein Geſicht aus Scham und Leid und Freude in den Händen und brach in einen Strom von Tränen aus.

Wo iſt Blanda? ſchluchzte er.

Ich will dir ihre Wohnſtätte zeigen.

Der Guardian nahm ihn ſanft bei der Hand und führte ihn über natürliche Felſenſtufen, denen die Kunſt nur wenig nachgeholfen hatte, und dann auf ſchmalem ſchwindeligem Randweg, unter dem in der Tiefe die Waſſer anrauſchten, nach der weſtlichen Seite der Inſel. Hier war auf überhangendem Felſen ein kleines Kapellchen errichtet, und eine Ruhebank ſtand davor.

An den Rand vortretend, hatte man dort einen Blick wie in den Garten des Paradieſes. Jenſeits einer ſchmalen türkiſenblauen Waſſerſtraße erhob ſich nur wenig über das Meer erhöht ein winziges flaches Eiland, das vor Zeiten mit der größeren Inſel verbunden

und irgendeinmal durch eine Sturmflut oder ein Meerbeben von ihr abgesprengt worden war. Es bildete einen einzigen tiefleuchtenden Rosengarten, den eine blühende Dornenhecke rings umzog und in dem keine lebende Seele zu wohnen schien. In der Mitte ragte ein halbzerstörtes Gotteshaus und daneben noch die Bogengänge eines anderen Gebäudes, alles so dicht von Kletterrosen umwachsen, daß es gar nicht wie eine Trümmerstätte sondern wie eine kunstvoll ausgedachte steinerne Stütze dieser Rosenpracht aussah. So glich das ganze kleine runde Eiland einem hochaufgefüllten Korb voll roter Rosen.

Der Wohnsitz unserer Schwester und ihr Grab, sagte der Guardian. Wenn sie aus ihrer himmlischen Heimat zu der irdischen niederdenkt, so senken ihre Gedanken hier sich ein und blühen als immer neue Rosenfülle auf. Hier hat sie bei den frommen Klarissinnen den Schleier genommen, als dieses Kloster stand, und hieß fortan Schwester Maria. Sie unterrichtete eine Kinderschar, die ihr zur Pflege und Obhut anvertraut war, und stiftete der Kirche wunderschöne Werke der Nadel. Einen Rosenzweig, den Pancraz ihr vom Festland brachte, pflanzte sie am Tage ihrer Einkleidung in den damals noch dürren Boden des Inselchens, er wuchs schnell und wurde ein Bäumchen, und seine Sprossen verbreiteten sich unter dem Boden und bildeten unter Schwester

Marias kundigen Händen Spaliere und Beete, daß es die Brüder vom Tino mit Staunen ſahen, denn niemals war es ihnen gelungen, dieſe ſtarren Felſenwände mit Blumen zu ſchmücken: ſobald der Seewind ſich erhob, verdorrte unter ſeinem ſalzigen Niederſchlag aller Pflanzenwuchs. Nur die anſpruchsloſe Olive hatte an geſchützten Stellen Fuß gefaßt, und zerzauſtes Kieferngehölze hing an den ſchroffen Wänden. Seit aber Schweſter Maria ihre Setzlinge herüberſchickte, begannen auch unſere nackten Flanken ſich in ein Roſengewand zu kleiden. Es war die einzige Zwieſprache die wir noch pflogen, denn ſeit ſie das Inſelchen Unſerer lieben Frau betrat, habe ich ihre Hand nicht mehr in der meinen gehalten. Aber jeden Morgen ſtieg ich hier herauf und ſah ſie drüben mit den Kindern, die einer fröhlichen Engelſchar glichen, zwiſchen den Beeten wandeln und ſpielen. Die ganze Küſte entlang hatte ſich der Ruf ihrer Frömmigkeit und Kunſt verbreitet, und die edelſten Häuſer ſandten ihre Töchter zur Pflege und Erziehung herüber. So nah vom ſchützenden Lande dachte niemand an eine Gefahr. Aber der wonnige Blumenflor und noch mehr Schweſter Marias engelgleiche Schönheit, die auch durch das Kloſtergewand leuchtete, ſtach den Seefahrern beim Vorüberſegeln in die Augen, und ſie trugen den Ruf des Inſelgartens, wo die ſchönſte Frau im Schweſterngewand unter Roſen und lieblichen Mädchenkindern wandelte, bis an

die Küſten Afrikas. Die heidniſchen Korſaren des Beis von Tunis zogen aus, die ſeltene Beute für ihren Gebieter über das Meer zu holen.

Dem Guardian ſtockte die Rede vor der inneren Bewegung. Erſt nach einer Weile fuhr er fort:

Es war eine ſtürmiſche Nacht, der Wind heulte um unſere Klippen und fing ſich ſtöhnend in den Schluchten, das Meer brüllte auf wie ein erwachendes Raubtier, und ich lag ſchlaflos und dachte mit Sorge, ob der Tinetto nicht in Gefahr ſei, von der Flut überſpült zu werden. Da ſchien es mir, als hörte ich von drüben die Glocken durch den Aufruhr läuten. Ich nahm mir keine Zeit den Pförtner zu rufen, ſondern ſtieg durch das Zellenfenſter und lief, ſo ſchnell mich meine Füße trugen, hier herauf. Da ſah ich Flammenſchein vom Tinetto aufſteigen und hörte lautes, durchdringendes Frauengeſchrei. Ich weckte das Kloſter, wir ließen unſere kleinen Boote hinab und ruderten mit Gottes Hilfe durch den wilderregten Waſſerarm. Aber wir kamen zu ſpät, denn eben ſtieß das Barbareskenſchiff, deſſen Bemannung das Kloſter überfallen und angezündet hatte, vom Ufer. Wir ſahen durch den Flackerſchein ſeine Umriſſe, die grell bemalten Segel mit dem Halbmond und die wilden Geſtalten an Bord, wir hörten durch den Sturm das gellende Geſchrei der weggeführten Frauen und Kinder und das Fluchen und Toben der heidniſchen Schiffs-

mannſchaft, die gegen den Wind kämpfte. Im Kloſterhof lag die gute alte Mutter Oberin tot mit einer tiefen Schädelwunde, die ihr ein Heidenſäbel geſchlagen hatte, und neben ihr noch einige der älteren Schweſtern. Die jungen und ihre Pflegekinder waren ſämtlich geraubt, koſtbare Ware für den Sklavenmarkt von Tunis.

Bei dieſer Erzählung des Guardians erwachte in dem ehemaligen Kriegsmann noch einmal die alte unbändige Wildheit. Er biß ſich in die Fäuſte, ſtampfte den Boden und ſtöhnte:

Warum, o Gott, du grauſamer, ließeſt du mich nicht zur Stelle ſein, daß ich mein unwürdiges Leben an das reine der Unſchuld geſetzt hätte? Warum gabſt du das Edelſte, was du geſchaffen haſt, zur Schmach in die Hände der Heiden?

Er warf ſich ächzend auf die Steinbank, den Kopf nach unten, und war für alles Zureden des Guardians taub.

Ich habe kein Recht deine Verzweiflung zu ſchelten, ſagte dieſer ſanft, denn ich war ſelbſt in jener Schreckensnacht ein Heide, ein blinder, ungläubiger Heide, ich murrte wider Gott wie du und tobte gegen mich ſelbſt, daß ich den Hilferuf zu ſpät vernommen. Es gehörte ja zu den Pflichten der Brüder vom Tino, die Schweſtern vom Tinetto zu ſchützen. Sinnlos, wie ich war, ſuchte ich ganz allein im winzigen Boot den Korſaren zu verfolgen. Die Brüder hielten mich feſt und banden mich,

ſonſt hätte ich mich ins Waſſer geſtürzt, um den Räubern ſchwimmend nachzuſetzen.

Der Théraudac ſprang wieder auf die Füße: O wäre ich dabei geweſen!, ſchrie er und ſchüttelte ſeine Fäuſte gegen das Meer hinaus.

Höre jetzt das Ende. Wir konnten keine Bitte um Hilfe für die Geraubten an das Feſtland ſenden, denn die See wuchs mit jedem Windſtoß, und es erhob ſich in jener Nacht ein Sturm, wie ich vor- und nachher keinen erlebt habe. Drei Tage und drei Nächte tobte die Flut, als wollte ſie mit dem Angriff ihrer Brecher den alten Tino aus dem Meeresgrund entwurzeln; um unſere Felſen hing es immerzu wie ein Schleier von Giſcht, und der Salzſchaum flog in weißen Flocken bis in den Kloſterhof. Er brachte noch den Brandgeruch und Rauch vom Tinetto herüber.

Am vierten Tage legte ſich das Wetter; auf langen Wogen trieben Schiffstrümmer vorbei, man erkannte die Gallion des Korſarenſchiffs, und als das Meer ſich ganz geglättet hatte, trug es blau und ſchaukelnd den Leib der toten Schweſter Maria heran. Ihre Hände waren noch gebunden, wie man ſie weggeſchleppt hatte. Ihr ſchönes Haupt, von dem der Schleier weggeſpült war, hatten die wilden Waſſer nicht zu entſtellen vermocht, es lächelte wie beim Anblick der ewigen Seligkeit. Man ſah: die Gnadenmutter deren Namen ſie trug hatte ihr

den letzten bittern Kampf in himmliſche Süße verwandelt. Wir begruben ſie in ihrem zerſtampften Gärtchen und richteten die Beete wieder auf, die ſich alsbald mit neuen Blüten ſchmückten. Von Stunde an begannen ſie ſich weiter auszubreiten, ſie kletterten an den ausgebrannten Mauern und geborſtenen Säulengängen hoch, umſpannen die eingeſtürzten Trümmerhaufen und wanderten allmählich über das Strandgras gegen das Meer hinab und zogen rund um das Eiland eine duftende Hecke, bis der ganze Tinetto zum Roſengarten wurde, wie du ihn vor dir ſiehſt.

Der unglückliche Théraudac vermochte ſich nicht an dem Anblick der Schönheit zu weiden.

Weh mir, ſagte er, ich kam hierher in der Hoffnung, meine Gewiſſensqualen zu bannen, und jetzt erfahre ich, daß ich noch viel ſchuldiger bin, als ich wußte. Ohne meine Nachſtellungen hätte unſere Schweſter nie vom Vaterhaus zu fliehen gebraucht, ſie hätte ſich nicht in Meereseinſamkeit verbergen müſſen, wo das ſchrecklichſte Schickſal ſie ereilt hat.

Du Tor, ſagte der Guardian, meinſt du denn, unſer himmliſcher Vater hätte kein Mittel gehabt ſie zu erhalten, wenn er ihr längeres Verweilen auf der Erde gewollt hätte? Er durfte ja nur das Heidenſchiff auf der Herfahrt ſtatt auf der Rückfahrt zerſchellen. Daß er ſie in die Hände der Heiden gab und ſie durch den

Schiffbruch befreite, geſchah zu ihrem und zu unſerem Heil. Sie betet droben für ihre ſündigen Brüder und Schweſtern auf Erden, und ſchon viele haben die Macht ihres Gebets erfahren. Sie wird auch dir eine Mittlerin ſein, wenn du deine tiefe Reue an ihrem Grab niederlegſt. Komm jetzt und ſtärke deinen Leib von der Mühſal der Wanderung, und wenn du ausgeruht biſt, ſoll dich einer der Brüder im Boot hinüberführen. Bete an ihrem Grabe für dich ſelbſt und für die unſelige Frau, die uns beiden das Leben gab. Ich will hier zugleich mit dir beten. Dann ſchneide zwei blütenloſe Zweiglein von dem Roſenbaum, der ihr zu Häupten ſteht. Die ſollſt du dahin bringen, von wannen du ausgezogen biſt. Verwahre ſie ſorglich und netze ſie unterwegs mit deinen Tränen, die werden ſie friſch erhalten wie ein Wundertau. Pflanze die beiden auf das Grab unſerer Mutter, das eine für ſie, das andere für dich. Wenn ſie anwachſen und Knoſpen treiben, ſoll es dir ein Zeichen ſein, daß euch beiden vergeben iſt.

Heiß mich nicht ruhen und das Fleiſch pflegen, mein Vater, ſolange die Seele ſchmachtet, ſagte der Pilger. Sende du mich gleich hinüber, ob ſich die Heilige meiner Not erbarmen will, die in mir brennt wie das Feuer der Hölle.

Da gab der Guardian ihm einen Bruder mit, der ihn mit kräftigen Ruderſchlägen über die blaue Waſſerſtraße nach dem Inſelchen führte und ihm dort die ver-

borgene Öffnung in der wunderſam duftenden Dornenhecke zeigte. Schmale Wege, von ordnender Hand gezogen, durchkreuzten das üppige Roſengeſchlinge, unter dem ſich ein ſattgrüner Wieſenteppich ſanft gegen das Meer hinabſenkte. Théraudac nahm den breiteren Mittelweg und kam unterhalb der Kloſterruine, wo ein paar ſchöne Pinien und Zypreſſen den Brand überdauert hatten, an einen erhöhten, mit vielartigem Muſchelwerk eingefaßten Raſenfleck. Das war die Stelle, wo die Brüder vom Tino Schweſter Marias toten Leib einſchaufelten, und die künſtliche Umrahmung war das letzte Liebeswerk, das der treue Pancraz ſeiner einſtigen Herrin gewidmet hatte. Ein von ſeiner Hand behauenes Marmorkreuz ſtand zu Häupten des Grabes und war ſo dicht mit Schlingroſen umwachſen, daß man keine Inſchrift mehr leſen konnte. Dahinter ſtieg ein ſchlankes Roſenbäumchen hinauf, das oberhalb des Kreuzes eine Krone von flammendroten Roſen wie eine duftende Opferſchale emporhielt. Paradieſiſche Wohlgerüche ſtrömten von ihm aus, und in jedem Roſenkelch perlte trotz der hochgeſtiegenen Sonne ein farbenwechſelnder Tautropfen. Unterhalb des Kreuzes aber, recht aus Blandas Herzen kommend, war als Sinnbild unberührter Reinheit ein hoher dreifacher Lilienſtengel emporgeblüht, und der Raſen ſelber war mit lichten Frühlingsblumen, Narziſſen, Hyazinthen und Anemonen anmutig durchwirkt.

Der Pilger kniete zu Füßen des Grabes in das umherliegende Steingeröll, deſſen ſcharfe Kanten ſein Fleiſch wie mit Dolchſpitzen durchbohrten. Er ſpürte aber keinen Schmerz, denn im Augenblick, wo er niederſank und ſein inbrünſtiges Gebet ſich zu der frommen Seele, an der er gefrevelt hatte, erhob, da fiel mit einem Ruck die ganze Laſt, die er all die Jahre getragen, von ſeinem Herzen. Aus ſeinen Knien rann das Blut, aber er drückte ſie nur tiefer in die ſpitzigen Steine. Seinen Leib warf er in die kriechenden Dornen, und ſie durchdrangen ihn mit einem reinen feurigen Liebesbrand. Nie hatte er eine ähnliche Wonne gekoſtet. Gram und Angſt und die Reue ſelber brannten aus und ſchmolzen hinweg und ließen einen unſagbaren Frieden wie ſelige Himmelsbläue in ſeiner Bruſt. Er war befreit und wußte, daß die Heilige ihm vergeben und ſich für ihn verwandt hatte. Da gedachte er, wie es ihm von ſeinem Bruder anbefohlen war, auch für die unheilvolle Frau, die ihn mit ihrer tieriſch-blinden Mutterliebe zum Böſen angetrieben hatte, zu beten. Er ſchnitt zwei kleine grüne Zweiglein vom Roſenbaum und barg ſie an ſeiner Bruſt. Dann kniete er noch einmal nieder, und ehe er ſein Gebet vollendet hatte, fühlte er auch, daß es erhört war. Verzückt von all den ſüßen Wundern blieb er auf den Knien liegen und wußte nichts mehr von den Stunden, die verrannen. In der tiefen Bläue von Himmel und

Meer ſtand die Zeit um ihn ſtill als eine noch tiefere und noch reinere Bläue. Der Bruder, der ihn hergeführt hatte, wartete mit ſeinem Boot geduldig an der Lände. Als aber die Sonne ſank und der Himmel weithin in Purpur, Safran und Gold zu flammen begann, entſchloß er ſich den Säumenden zu rufen. Er fand ihn zu Füßen des Grabes entſeelt in die Dornen geſtreckt. Die Mönche weihten ihm ein Grab auf dem Tino neben dem Kapellchen, das auf den Tinetto niederſchaute, und begruben ihn mit den zwei Roſenzweiglein, die an ſeinem erſtarrten Buſen lagen. Dieſe durchdrangen den ſteinigen Boden, wuchſen empor und trugen bald zwei wunderſchöne rote Roſen. Da ſahen alle, daß zwei arge Sünder gerettet waren.

Nach dem Tode des Guardians dauerte das Roſenwunder auf den beiden geſchwiſterlichen Inſeln noch eine kurze Zeit fort. Aber die Sitten der Mönche gerieten in Verfall, und das Kloſter auf dem Tino wurde aufgehoben. Da kamen die Weltkinder in Booten vom Feſtland herüber, plünderten die Roſenbeete des Tino, und der Fürwitz fand auch durch die blühende Dornenhecke des Tinetto ſeinen Weg. Nun verdorrte mit einem Male die Roſenpracht, und die Heilige tat von da an keine Wunder mehr. Seitdem haben der Tino und der Tinetto nur noch Steine getragen.

Der Einſiedel und die Nymphe Arethuſa

Auf der herrlichen Inſel Euböa, nicht weit von der Stadt Chalkis, ſtand in helleniſcher Vorzeit ein ſchönes Marmorheiligtum der Quellnymphe Arethuſa, die dort unterhalb eines flachen, beſiedelten Bergrückens mit ſilberhellem Mädchenlachen aus einer engen Felskluft ſprang, ſich nach einem Laufe von wenig Schritten kopfüber ins Meer ſtürzte und in kurzer Entfernung vom Ufer aus der Salzflut wieder auftauchte, ihre Haare ſchüttelte und einen Springquell von Süßwaſſer emporwarf. An dieſem munteren Waſſerſpiel hatten die Inſelbewohner ſo viel Freude, daß ſie der ſchönen Fröhlichen zum Dank und ſchuldiger Verehrung die Marmorgrotte nebſt umgebenden Anlagen geweiht hatten, wovon man heute noch die Spuren ſieht. Dort pflegten zu gewiſſen Zeiten des Jahrs die Bewohner von Chalkis, und was an fremden Gäſten über den Euripos kam, ihre Opfer darzubringen. Da geſchah es eines Tages, daß ein gewaltiges unterirdiſches Beben den Fels am Meere durch und durch ſpaltete, wobei Quell und Heiligtum der Arethuſa verſchüttet, auch die darüber gelegene Ortſchaft auf dem Berg zerſtört wurde. Niemand hatte zum Ausgraben und Wiederaufbauen Zeit, denn es gingen Krieg und

Peſtilenz durch die Welt, römiſche und barbariſche Heere ergoſſen ſich über Hellas, und als es endlich ſtille, ganz ſtille ward, da gab es keine griechiſchen Götter mehr, die großen Olympier waren ſamt allen den kleinen Untergottheiten vor dem Gekreuzigten entflohen, niemand wußte wohin. Und Arethuſa, die kein Tageslicht mehr ſah und keinen Menſchenlaut vernahm, ſchlief immerzu in ihrer ſteinernen Behauſung.

An der ganz verödeten Stelle hatte ſich aber ein frommer Klausner niedergelaſſen, der ferne von den Unbilden der Welt allein zwiſchen Meer und Bergwand heiliger Gedanken pflog. Die Schafhirten, die auf dem ſonnverbrannten Bergrücken über dem Schutte der ehemaligen menſchlichen Wohnſtätten weideten, teilten ihr Brot und ihre Milch mit ihm, aber er litt oft große Not um friſches Waſſer, daher er beſchloß den Arethuſaquell aufzugraben. Die Kunde, daß hier ein Quellheiligtum geſtanden, hatte ſich nämlich in der Gegend erhalten, es war ſogar die Verehrung der Nymphe, die dem dürſtenden Lande eine Wohltäterin geweſen, nicht völlig im Volke erloſchen, denn gelegentlich fand der Einſiedel wohl einmal die Felsplatte mit einem Guß von Öl benetzt, oder die ſchöne Olive, die ihre Zweige über ſeine Klauſe breitete und ihm Früchte als Zukoſt ſpendete, mit bunten Bändern geſchmückt, welche Überreſte heidniſchen Irrwahns ihn erſtaunten und ver-

droſſen. Er verſchaffte ſich Werkzeug und grub und grub hart neben ſeiner Klauſe im Boden, wo er unter Trümmerſturz die ehemalige Grotte vermuten mußte. Eines Tages war er tiefer in die verſchüttete Schlucht eingedrungen, nachdem er eine große Menge teils behauener, teils unbehauener Steine auf die Seite geſchafft hatte, da ſprang ihm aus dem Dunkel unverſehens mit ſilbernem Jubel die blanke Nymphe an den Hals und überſchüttete den Entſetzten mit ihrem Geſprudel.

Der fromme Mann hielt ſie für eins der gewohnten Spukbilder, womit ihn der Dämon zu verſuchen pflegte, und begann alsbald ſeine Beſchwörung. Allein die Schöne verſchwand nicht unter Schwefeldampf, wie er erwartet hatte, ſondern blieb ſo wie ſie war, nur mit ihrem rieſelnden Haare bekleidet, vor ihm ſtehen und fragte: Wer biſt du, ſonderbarer Mann, und was willſt du hier?

Was willſt denn du, Töchterlein des Dämons? fragte der Alte zurück und begoß ſie mit Waſſer, indem er den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes anrief.

Davon litt ſie augenſcheinlich nicht die geringſte Beſchwerde, ſondern ſagte mit vieler Würde, wenn auch ſehr lieblich lächelnd:

Ich bin Arethuſa, die Herrin dieſes Ortes, an dem du nur durch mich geduldet verweilen kannſt. Alſo haſt

du kein Recht mich zu fragen, was ich hier will. Ich bin dir übrigens nicht böſe, daß du mich aus dem Schlafe geweckt haſt, und erlaube dir deinen Durſt aus meinem Gerieſel zu ſtillen. Auch wenn du ein Bad in meinem klaren Becken nehmen willſt, ſo habe ich nichts dawider, denn du ſcheinſt mir lange nicht gewaſchen, lieber Mann, und dein Bart und Haar bedarf gleichfalls der Pflege.

Du haſt hier wenig zu erlauben, meine Kleine, ſagte der Einſiedel mit einem Spott, der nicht ganz ohne Gutmütigkeit war. Die Zeit für dich und deinesgleichen iſt vorüber. Durchwandere die Inſel nach allen Seiten und begib dich hinüber aufs Feſtland, du wirſt in ganz Hellas keinen von deiner Sippe mehr antreffen. Sie ſind längſt beim Anblick des Kreuzes alle köpflings in die Hölle geſtürzt, die ihr den Tartaros nennt. Ja, ſieh mich nur ſo ſtaunend an: es gibt keinen Vater Zeus mehr, und das ganze olympiſche Geſindel iſt mit ihm verſchwunden. Was deine Rechte an dieſen Ort betrifft, ſo reibe dir die Augen und ſieh, daß hier keine Nymphengrotte mehr ſteht. Auch das blanke Becken, zu dem du mich einlädſt, iſt nur in deiner Einbildung vorhanden, von deiner einſt ſo berühmten Quelle läuft jetzt ein dünnes Fädlein ins Meer, dem ich ſoeben mit Hacke und Schaufel erſt den Weg geſchaffen habe. Hier nebenan ſteht meine Klauſe. Ich hoffe, du wirſt mich nicht in meinen Betrachtungen ſtören. Wenn du dich

aber bekehren willſt und die Hoffart laſſen und den Namen der heiligen Dreifaltigkeit anbeten, auch deinen etwas mangelhaften Anzug, ſo gut du's vermagſt, ergänzen, ſo will ich ſehen, was ich für dich tun kann. Jetzt aber will ich zunächſt einmal allein in meiner Zelle für dich beten.

Damit trat er über das Geſtein ſtolpernd einen vorſichtigen Rückzug an, denn es war ihm doch beim Anblick der lebendigen heidniſchen Schönheit etwas ſonderbar zumute geworden.

Arethuſa aber trat aus den Trümmern ihres zerſtörten Heiligtums, blickte aufs Meer hinaus und härmte ſich, ſoweit eine Quellnymphe ſich härmen kann, denn dieſe ſind von kühler und flüchtiger Art und wenig der Gefühlsſchwärmerei ergeben. Sie ſann über die Rede des ſeltſamen Mannes, der ihr rauh aber nicht böſe erſchienen war, nach und begriff, daß ſie lange, lange geſchlafen hatte und daß jetzt in der Tat die Welt verwandelt war. Denn ſoweit ſie umherſchweifte, nirgends fand ſie mehr eine bekannte Erſcheinung. Von all ihren Schweſtern, die ſonſt mit den vollen Urnen am Strande liefen, die durſtigen Felder zu tränken, war keine mehr zu ſehen, und an Stelle der Felder lag Ödland, die Flußgötter, die ſonſt um ihre Mündungen mit den Nereiden ſcherzten und den Quellnymphen auflauerten, waren zuſamt den Flüſſen verſchwunden. Die Oreaden von der Bergeshöhe gaben auf ihre Rufe keine Antwort mehr,

und ſelbſt von den kleineren ländlichen Gottheiten, den Paniſken, mit denen ſie oft herablaſſend geſpielt hatte, war nirgends eine Spur. Sie fuhr ins Meer hinab und durcheilte ſeine Tiefen: da gab es keine Nereiden mehr, die Tritonen, dieſe Faune der Salzflut, vor denen ſie ſich immer ſo ſehr gefürchtet hatte, waren ausgeſtorben, nur die Fiſche kamen dummglotzend heran und ſchoſſen vorüber. Klagend irrte ſie über die Inſel, ſuchte die Haine und Standbilder der Götter und fand ſie nicht mehr, ſelbſt die prangende Stadt Chalkis lag verödet und ihre Tempel zerfielen. Uber den Trümmern lebte ein ſpärliches, zerſtreutes Hirtenvolk, das zu anderen, ihr unverſtändlichen Bildern flehte. Nur die grünen Wellen des Euripos ſchoſſen mächtig und rauſchend hin wie zur Zeit, wo die zürnende Artemis hier die Schiffe des Atriden am Weiterfahren gehemmt hatte.

In ſolcher Einſamkeit konnte es Arethuſa mit ihrer geſelligen Natur nicht lange aushalten, und ſo pochte ſie denn richtig eines Tages beſcheiden an die Tür des Einſiedels, nachdem ſie, ſeiner Rüge eingedenk, ſich um und um züchtig in ihre langen Haare verhüllt hatte.

Auf ſeine unwirſche Frage, wer ihn ſtöre, antwortete ſie bittend, ſie ſei gar ſo allein und möchte ihm gerne ein wenig Geſellſchaft leiſten dürfen.

Willſt du dich bekehren und den Gekreuzigten anbeten? fragte er durch den Türſpalt.

Ach nein, den kenne ich nicht, antwortete ſie, und ich bitte dich, mir nicht von ſo ſchrecklichen Dingen zu ſprechen. Ich möchte dir gerne etwas vorſingen, damit die Zeit hingeht, denn ich ſagte dir ja ſchon, ich bin traurig.

Und alsbald erhob ſie einen Geſang, der an das ſilberne Rieſeln eines einſamen Waldbachs erinnerte. Aber der fromme Mann ſtopfte ſich die Ohren zu und wollte nicht hören.

Wieder wohnten ſie längere Zeit nebeneinander ohne ſich zu ſehen, denn der Klausner vermied es vor ſeine Tür zu treten. Und die Arethuſa gab vor lauter Traurigkeit das Singen auf, daß er auch ihre Stimme nicht mehr hörte und am Ende fürchtete, es ſei ihr ein Schade zugeſtoßen, daher er eines Nachts vor ihre Grotte ſchlich, um hineinzuſpähen. Drinnen ſah er ſie beim Mondlicht in ihrer blanken Schönheit, die Urne im Arm, neben der Quelle ausgeſtreckt im Schlummer liegen, daß er heftig erſchrak und hinwegeilte. Darüber wurde es Herbſt, und keiner ihrer alten Freunde und Verehrer kam nach Arethuſa fragen, nirgends entdeckte ſie ein Anzeichen der Ihrigen. Nur einmal, da es ſchon dem Winter zuging, kam ein uraltes zitterndes Weiblein und hing ein ganz verblichenes Band um die junge Strandkiefer, die vor ihrer Höhle ſproßte, um die Nymphe zu ehren, denn ſo hatte es ihre Ahne und ihre Urahne einſt gehalten. Von dieſer letzten Andächtigen erhielt

Arethuſa die traurige Beſtätigung, daß der ganze Olymp entvölkert war und daß ſeine Bewohner ſich auf einer fernen fremden Inſel, die man die liparíſche heiße, durch den Schlund eines feurigen Vulkans ins Erdinnere zurückgezogen hätten.

Arethuſa weinte ſo, daß ihr Waſſer ſtieg und unter der geſchloſſenen Tür in die Zelle ihres Nachbars drang.

Jetzt öffnete er notgedrungen und ſah Arethuſa in Tränen.

Was iſt denn das heute für ein Jammer? fragte er.

Du weißt es ja, die Meinigen ſind alle von der Erde verſchwunden, ich bin allein noch übrig und weiß nicht, wie ihnen nachfolgen, denn ich kenne die Inſel nicht, die man die liparíſche heißt, und es wäre mir bange, durch den feurigen Schlund hinabzufahren.

Ich fürchte, du wirſt noch durch einen ganz anderen Feuerſchlund fahren müſſen als den liparíſchen, wenn du noch länger der Bekehrung widerſtrebſt, die dir kraft der unerſchöpflichen Güte des Herrn durch ſeinen unwürdigen Diener Athanaſius zuteil werden könnte.

So will ich mich denn bekehren, ſeufzte die arme Arethuſa, die ſah, daß ihr kein anderes Mittel blieb, wenn ſie wieder ein wenig Anſchluß gewinnen wollte.

Da muß ich dich zunächſt taufen, ſagte der Einſiedel.

Er tauchte ihr nun das Haupt tief in ihre eigene Quelle, wozu ſie mächtig lachen mußte und ihn beim

Heraufkommen über und über mit Waſſer beſpritzte. Dann hieß er ſie dem Teufel und ſeinen Werken widerſagen, was ihr nicht ſchwer fiel, da ſie ſelbigen ja gar nicht kannte. Zuletzt bekleidete er ſie mit einem alten Mantel, der ſich in ſeiner Klauſe fand und der ihr anfangs gar nicht gefallen wollte, dem ſie aber ſchließlich nach vielem Probieren doch durch anmutigen Faltenwurf eine gewiſſe Kleidſamkeit zu verleihen wußte. Und nun hieß er ſie auf dem Felsblock niederſitzen und aufmerkſam zuhören.

Er erzählte ihr von dem Beſuch des Engels, wie er mit dem Lilienſtengel zu der Jungfrau kam, ihr die hohe Botſchaft zu bringen. Dann von der Flucht nach Ägypten, und von dem Kindlein, wie es in der Krippe lag und wie die Ochslein und Geißlein es ſtaunend umſtanden, wie die Hirten und Engel ſangen und die drei Könige, von dem Stern geführt, ihre Geſchenke brachten.

Arethuſa ſchmiegte den Kopf glückſelig an ſeine Schulter und ſagte:

O Vater Einſiedel, ſo ſchöne Geſchichten hat mir noch niemand erzählt wie du.

Aber als er nun von der Sendung des Menſchenſohnes ſprach, von ſeinen Wundern und Heilungen und von dem Haß der Schriftgelehrten, ermüdete ſie ſichtlich, und bis er zu der Feſtnahme des Erlöſers und ſeinem Leidensweg nach Golgatha kam, da hatte ſie ihr

Haupt auf ſeinen Schoß herabſinken laſſen, und er ſah, daß ſie ſo feſt ſchlief wie einſt die Jünger auf dem Ölberg.

Er weckte ſie ſanft und gab ihr das Kruzifix zu küſſen, das in ſeiner Zelle hing.

Sie gehorchte und betrachtete es genauer, indem ſie noch ſchlafbefangen fragte:

Iſt das der liebe Himmelmenſch, den die böſen Männer ans Kreuz gebunden haben?

Nicht gebunden, mein Töchterchen. Sie haben ihn an Händen und Füßen grauſam mit langen Eiſennägeln feſtgenagelt.

Da ſchrie ſie laut auf: O gräßlich, gräßlich, gräßlich! und lief davon, daß ihr langes Haar flatterte und das Gewand ihr ſchwer um die Glieder ſchlug.

Aber in der nächſten Frühe klopfte ſie ſchon wieder an ſeine Zelle, weil ihr nachträglich etwas eingefallen war. Denn die Nymphen ſind nicht nachdenkſamen Geiſtes und die tiefſinnigeren Fragen kommen ihnen meiſtens nachderhand.

Vater, warum ließ er ſich das gefallen? fragte ſie durch den Spalt.

Haſt du mich denn noch nicht verſtanden? Um dich und mich und die Welt zu erlöſen.

Ach nein, ſie hatte ihn nicht verſtanden, es ging einfach über ihre Faſſungskraft, und er hatte ſich noch lange Zeit zu mühen, ehe ſie ihn verſtand.

Nun höre beſſer zu, ſagte er mit aufgehobenem Finger wie zu einem Kinde. Und er holte weit aus, ſprach vom Falle des erſten Menſchen, und wie alles, was da lebt, in Sünde geboren und der Erlöſung bedürftig ſei.

Ich bin nicht in Sünde geboren, ſagte die Nymphe ſeelenruhig. Und plötzlich fiel ihr ihre feſtliche Vergangenheit wieder ein, die Opferfeierlichkeiten und die Preisgeſänge, die ihr zu Ehren gedichtet und vor ihrer Marmorgrotte vorgetragen worden waren, und ſie begann mit heller Stimme zu ſingen:

Mich gebar dem waltenden Zeus die holdſelige Mutter,
Merope, ſilbergewandet, des Stromgotts Tochter, des hohen,
Der am elätſchen Strand ins Meer ſein Gewäſſer ergießet.
Dieſem gab mich die Mutter, die ſterbende, daß mich der Alte
Aufzög' wie er vermöchte mit Hilfe dienender Nymphen
Dort am Geſtad, dem ſchönen, und herzlich liebte der Ahn mich.
Spielte Haſchen mit mir und ſprang kopfüber ins Sturzbad,
Tauchte wieder empor, das Haupt mit Binſen umkränzet,
Vor dem jauchzenden Kind. Ja, ſelig war meine Jugend.

Jetzt höre aber auf mit dem langweiligen Gedudel, ſagte der Klausner unmutig, der nicht muſiſch vorgebildet war.

Es iſt kein Gedudel, gab die Nymphe gekränkt zur Antwort, es iſt die Sprache, in der der göttliche Homeros ſeine Helden ſang.

So ſinge in Gottes Namen weiter.

Die Nymphe konnte nicht lange ſchmollen, ſie hob gleich ihre lieblich eintönige Weiſe aufs neue an:

Arethuſa nannte in wehmutvollem Gedenken
Mich der Ahn, der Nymphe, der Waſſerzerfloſſ'nen zu Ehren,
Die durch ſpröd̈es Verſagen dereinſt ihn mächtig entzündet,
Daß er der Fliehenden folgte, der Götterentrückten, und ganz das
Joniſche Meer durchſchwamm in unterſeeiſchem Raſen,
Bis auf Ortygia*) beide das Land erſtiegen und endlich
Sie den Wunſch ihm gewährt', ſein Waſſer dem ihren zu miſchen.
Dieſe gab mir den Namen, doch ich bin jüngeren Alters.

Biſt du jetzt fertig? fragte der Klausner, als ſie einen Augenblick Atem ſchöpfte.

Aber ſie nahm ihren Geſang wieder auf:

Jüngeren Alters bin ich, mit jener nicht zu vergleichen.
Dennoch hab' ich manches geſeh'n, das heutigen Menſchen
Traum und Fabel erſcheint: der Völkerhirt Agamemnon
Nahte opfernd mir einſt und flehend, als er die tauſend
Schiffe gen Troja führt' und am Euripos bittern Verzug fand.
Selber kam ich heraus und tränkte die durſtigen Scharen. –

Du mußt nämlich wiſſen, fügte ſie hinzu, daß ich in meiner Jugend ſehr gefeiert war; auch der große Dichter Euripides hat mich beſungen.

Den kenne ich nicht, ſagte der Vater Athanaſius. Und nun laß es endlich gut ſein mit den alten Geſchichten. Setze dich wieder zu mir, daß ich dich weiter unterrichte.

*) Inſel bei Syrakus.

Und er fuhr in seiner Lehre fort, wo er stehengeblieben war, indes sie gläubig zu seinem großen erhobenen Zeigefinger emporsah.

Dabei wurden sie immer bessere Freunde und konnten einander nicht mehr entbehren. Alle Tage saß er bei ihr mit dem aufgehobenen Finger, und das zarte Gebilde staunte zu der gewaltig großen Hand und dem langen weißen Bart empor. Aber sie wollte nur stets aufs neue von dem Kindlein in der Krippe und von den singenden Engeln hören, das Leiden des Gottessohnes vermochte sie nicht zu fassen. Allein er sagte es ihr wieder und wieder vor, sie mußte lernen zuzuhören, so schwer es ihr fiel, und das Gehörte wieder aufsagen, und er ruhte nicht, bis sie es am Ende doch begriffen hatte.

Da begann Arethusa so sehr zu weinen, daß sie drohte in Wasser zu zerfließen wie ihre noch berühmtere Namensschwester und ihre Quelle austrat und die Gegend überschwemmte. Und Arethusa weinte Tag und Nacht.

Auf ein so großes Leid war der Einsiedel nicht gefaßt, er suchte sie zu trösten und sagte, indem er ihre nasse Wange streichelte:

Fasse dich doch nur, mein Töchterchen, es ist ja schon so lange her, wohl vierhundert Jahre und drüber. Er sitzt jetzt längst wieder an der Seite des Vaters im ewigen Glanze.

Da trocknete Arethuſa ihre Tränen und freute ſich wieder.

So trieben ſie's viele Jahre und waren auf ihre Art zufrieden und glücklich. Die Nymphe wurde geſetzter, ſie lachte ihm nicht mehr zur Antwort gerade ins Geſicht, wenn ſie ihn nicht verſtanden hatte, und ſpritzte ihm auch nicht mehr die Kutte mit Waſſer voll. Er pflegte ſeine Perſon beſſer, badete auf ihren Rat im Meere und wuſch ſich im klaren Süßwaſſer, erlaubte ihr auch das allzu üppige Wachstum ſeines Barts und Haares zu beſchneiden. Sie lernte es beim Eintritt in ſeine Klauſe zierlich mit dem Finger in ſein Weihwaſſer zu tippen und damit Stirne und Bruſt zu bekreuzen, wenn ſie auch nicht weiter in die Heiltümer der chriſtlichen Kirche eindrang. Er dagegen ließ ſich ihren Geſang vor ſeiner Klauſe gefallen und fand ſogar mit der Zeit Geſchmack daran, nur wenn der Inhalt allzu leichtfertig wurde, klopfte er ihr mit dem Finger ſänftlich auf den Mund.

Wie nun die Zeit kam, daß Vater Athanaſius nach dem Laufe des Irdiſchen ſcheiden ſollte, begann er ſich um das fernere Schickſal ſeines ſchönen Schützlings zu ſorgen. Er wußte, daß ſie ſehr unglücklich ſein würde, wenn ſie allein zurückblieb, und noch mehr bekümmerte ihn, was nach ihrem eigenen Hinſcheiden aus ihr werden ſollte. Denn auch die Nymphen ſind ſterblich, nur daß ſie nicht altern und daß ihnen eine viel längere Lebens-

dauer geordnet iſt als den Kindern der Menſchen, und beim Tode löſen ſie ſich leidlos in die Elemente auf. Jetzt aber hatte ſie durch die heilige Taufe und durch die Bekehrung, die er ihr angedeihen ließ, eine unſterbliche Seele gewonnen, und war doch nicht einer der wahren, dem Himmel anverlobten Chriſtenſeelen gleich zu achten. Sie gehörte weder hierhin noch dorthin, konnte weder ins Himmelreich eingehen noch in ihr Element zerfließen. Ihre hohen Verwandten aber ſaßen auf dem Grunde der liparifchen Inſel, und es war kein Weg, der dahin führte. Und ſchon begann durch die zunehmende Entholzung des Gebirgs die Arethuſaquelle ſchwächer zu rinnen. Die Stunde, wo ſie ganz verſiegte, mußte Arethuſas Todesſtunde ſein. Er ſah nun ein, was er getan hatte, und betete Tag und Nacht für das Heil ſeines geliebten Töchterleins.

Als ſeine Stunde herankam, ſaß dieſe bei ihm und flehte ihn an, ſie geradesweges mitzunehmen in ſeinen Himmelsgarten, wo der gute Himmelmenſch ſei zuſamt all den ſchönen Frauen und muſizierenden Engelknäblein, mit denen ſie ſpielen und ſingen wolle. Er ſeufzte, ſegnete ſie und verſchied.

Nachdem Arethuſa ihn mit ihren Händen in die Grube gelegt hatte, die er ſich ſelbſt ſchon vor Jahren gegraben, ſetzte ſie ſich vor ſeine Tür und ließ ihre Tränen fließen, bis ihr Gewäſſer beim Niederſtrömen in die Salzflut wie ehedem als Springquell im Meere wieder in die

Höhe ſtieg. In der Nacht aber trat ihr verklärter Freund zu ihr in die Grotte. Arethuſa richtete ſich ſo jäh auf dem Ellbogen empor, daß ihre ganze Urne umgeſtülpt wurde und vollends auslief.

Will mich der liebe Himmelmenſch bei ſich haben?

Der ſüße Gottesſohn iſt dir gewogen, liebe Tochter, er hat nicht vergeſſen, wie du ſo bitterlich um ihn geweint haſt, war die Antwort. Aber die vielen heiligen Frauen und die hohen Martyrfürſtinnen fanden, daß dein Eintritt ins Paradies doch zu wohlfeil erkauft wäre. Und da du nun auch nicht weiter auf der Erde verweilen kannſt, hat er mir gewährt, daß ich dich unter ſicherem Geleit nach einer ſchönen Wieſe führen darf, wo du viele Weiſe und Dichter von Hellas in ernſten und frohen Geſprächen beiſammen finden wirſt.

Ach, lieber Vater, klagte ſie, was ſoll ich bei all den gelehrten Männern auf der Denkerwieſe? Ich möchte ſein wo du biſt — an dem muſikaliſchen Ort.

Tröſte dich, liebes Kind. Es ſind auch edle Frauen auf jener Wieſe mit Geſang und Saitenſpiel, voran die Dichterin Sappho, die man die Göttliche nennt, auch die atheniſche Aſpaſia und eine gewiſſe Arkadierin Diotima, die man nicht näher kennt, die aber für eine Frau von zuverläſſigen Grundſätzen gilt. Dieſe alle werden dich freundlich empfangen, und du wirſt dich dort als bei den Deinen glücklich fühlen.

So müſſen wir uns für immer trennen, lieber Vater? fragte ſie troſtlos.

Nicht für immer, ſagte er geheimnisvoll. Der ſüße Gottesſohn hat mir ein Wort der Hoffnung zugeflüſtert, ich darf es nicht wiederholen, aber ich weiß jetzt, daß auch für jene edlen Seelen, die kein Vorwurf trifft, als daß ihre Geburt vor die Erſcheinung des Heiles fiel, der Tag kommen wird, der ſie mit dem Höchſten vereinigt.

So brachte er ſie unter dem Schutze Raphaels, des rüſtigen Wanderers, nach der großen Dichter- und Denkerwieſe, die weder dem Himmel noch der Hölle angehört und auch nicht dem Erdenland, ſondern dem gleicht, was die Alten unter dem Elyſion verſtanden. Dort wurde die muntere Nymphe von den ernſten Frauen und Männern gütig aufgenommen, ſie erheiterte ihre tiefſinnigen Geſpräche durch Geſang und Tanz und Kopfſprung ins elyſiſche Gewäſſer und mußte ihnen erzählen, wie es jetzt in Hellas ausſah.

Daſelbſt fand ſie auch den hohen Empedokles aus Agrigent, der ihr beſtätigte, daß das Fahren durch vulkaniſche Schlünde eine heiße und mißliche Sache ſei, die er ſelbſt erprobt, aber niemand mit gutem Gewiſſen empfehlen könne.

Oft mußte ſie der erlauchten Verſammlung ihr heiteres Jugendlied von den Spielen am Ufer des Alpheios vorſingen. Zuweilen aber ſtimmte ſie ganz plötzlich das

Kyrie eleiſon an, wie ſie es von dem Vater Athanaſius vernommen. Dann ſangen alle voll Andacht mit, denn die Nymphe hatte ihnen auf ihre Art von dem guten Himmelmenſchen erzählt, und die Weiſen wußten ſich ihre kindiſchen Worte auszulegen, mancher alten Weisſagung gedenkend, und ſie hofften alle ſtill dem Tag entgegen, der auch ihnen aus der Ferne gezeigt war.

Bücher von Isolde Kurz

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, sind ferner die auf den nachfolgenden Seiten verzeichneten Werke erschienen:

Aus meinem Jugendland

17.–19. Tausend ··· Gebunden M 18.–

„Unter der Memoirenliteratur werden diese Erinnerungen einen hohen Rang sich erringen durch die feine Anmut und kluge Überlegenheit, mit der hier ein Jugendland beschrieben ist. Wer dafür eine innere Aufnahmefähigkeit besitzt, der wird diese köstliche Gabe um ihre Grazie und Klarheit, ihrer Besinnlichkeit und ihrer Humore willen herzlich lieben lernen." (Theodor Heuß in der Nordd. Allg. Zeitung.)

„Es gibt nicht viel neuere Bücher, die man in diesen Tagen lesen kann, und erst recht nicht viele, die uns tröstlich berühren, ohne daß wir nötig hätten, das Ungeheuerliche zu vergessen, was sich jetzt begeben muß. Die Jugenderinnerungen der bekannten Dichterin Isolde Kurz gehören zu diesen ganz wenigen Büchern, nicht nur durch die wunderbar echte, zeitlos zeitgemäße Verschwisterung von Würde und Volkstümlichkeit, sondern vor allem auch der Tiefblicke wegen, die wir in menschliche, in deutsche Seelen und in die Seele von Orten und Zeiten tun dürfen." (Ostsee-Zeitung, Stettin.)

Traumland

Gebunden M 10.50

„Wer glaubt, daß Isolde Kurz sich hier auf Abwegen befinde, wer dumpfer Scheinwissenschaft oder Ausflügen ins Gebiet platter Traumdeuterei zu begegnen fürchtet, irrt sich in dem Buch. Es enthält die Gedanken eines klaren und umfassenden Geistes über das Traumleben des Menschen, niedergelegt in edler und dichterischer Sprache." (Schwäbischer Merkur, Stuttgart.)

Bücher von Isolde Kurz

Hermann Kurz

Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte
Mit 9 Bildbeigaben und einem Gedichtfaksimile
2., erweiterte Auflage. Geb. M 18.–

„Ich möchte das Buch unserem Volke ans Herz legen, weil es von einer trefflichen Frau geschrieben ist, die gescheite, helle und fast klassische Worte zu sagen hat und mit hörbarem Herzschlag die simple und schwere Lebensgeschichte eines nun lange unter der Erde ruhenden deutschen Dichters vorzutragen weiß. Sein Blut verleugnet sich nicht. Es ist eine Lust, ihr zu lauschen." (J. Grathwohl in der Württ. Ztg.)

Florentinische Erinnerungen

7. und 8. Auflage ·· ·· Gebunden M 20.–

„... Die harmonische, nur den Eingeweihten sich offenbarende Schönheit der Stadt ist mir noch in keinem Buche so vollkommen, traumartig und doch wahr vor Augen getreten als in diesen „Florentinischen Erinnerungen". Das Buch erzählt so, wie gebildete Menschen erzählen sollten. ... Der Dichterin wird es neue Freunde gewinnen und ihrer Lieblingsstadt die alten um so treuer bewahren ..." (A. v. Gleichen-Rußwurm in den Münchner Neuesten Nachrichten.)

Wandertage in Hellas

Mit 37 Bildbeigaben nach photographischen Aufnahmen
5. Auflage ··· ··· Gebunden M 16.–

„... Wer ihr nachgeht auf ihren Wegen durch Athen und Salamis, Korinth und Delphi, der weiß für diese schönheitsempfängliche Tochter des schwäbischen Dichters Hermann Kurz kein anderes Wort als ihr eigenes: „Mit allen Poren meines Wesens habe ich Griechenland getrunken." Sie hat die Gabe, Vergangenheit als lebendige Gegenwart empfinden zu können und sie Gegenwart für die werden zu lassen, zu denen sie spricht ..." (Hamburgischer Correspondent.)

Bücher von Isolde Kurz

Im Zeichen des Steinbocks

Aphorismen · 2. Auflage · Gebunden M 15.–

„Diese kluge und vornehme Frau geht mit offenen Augen und einem offenen Herzen durch die Welt. Und sie erzählt uns in einer edlen Sprache, die wie ein klares, kristallhelles Gewässer dahinfließt, was alles sie in dieser Welt und ihrer Erscheinungen Flucht abzusehen und abzulauschen verstanden hat. Ihre Einsichten und Erkenntnisse, die sie in aphoristischer Form einem gebildeten Publikum darbietet, verdienen Beachtung und Widerhall zu finden."

(Königsberger Hartungsche Zeitung.)

Von dazumal

Erzählungen · 2. Auflage · Gebunden M 16.–

„Ein feiner Duft liegt über diesen Erzählungen, der Kindheitserinnerungen weckt: es ist, als ob man ein zartes Spitzentaschentuch oder ein Päckchen Briefe aus Großmutters Kommode nimmt, deren Schiebladen den Lavendel- und Ambraduft niemals wieder loslassen."

(Hamburgischer Correspondent, Hamburg.)

Cora

und andere Erzählungen · Gebunden M 12.50

„In klassischer Reinheit des Stiles schildert die Dichterin Menschen und Landschaft mit jenem apollonischen Schönheitssinn, der auch Herbes und Schmerzliches verklärt."

(Wiesb. Tagblatt, Wiesbaden.)

Deutsche und Italiener

Geheftet M 2.50

„Verfasserin verfügt über feines Gefühl für die Eigenheiten der beiden Rassen. Die Schrift ist über den Rahmen Italiens hinaus ein wertvoller Beitrag zum Wiederaufbau deutscher Haltung im Ausland."

(Deutsche Protestantische Bücherschau, Berlin.)